Die für den ‚Grünen Heinrich 2008' eingereichten Texte:

Preis-träger	Klst.	Gegen-stand	Titel	Gattung	Seite	Name
	7/8	Uhr	Eine Reise in die Zeit	Erzählung	2	Sara Gluvic 7.3
	7/8	Uhr	Die vier Freunde und die Suche nach der Uhr	Detektivge-schichte	8	Stefan Lange 7.2
	7/8	Brief	Der Liebesbrief	Gedicht	37	Susanna Bösl 8.2
1.Preis 7./8.Kl.	7/8	Spiegel	Wir sind ich	Erzählung	37	Nadine Mährländer 8.3
2.Preis 7./8.Kl.	7/8	Spiegel	Der Spiegel der Wahrheit	Erzählung mit Einleitung	40	Cassandra Senfft 8.3
	7/8	Spiegel	Lena und der Spiegel	Erzählung	42	Mark Morgan/ Laura Siebert 8.3
	7/8	Spiegel	Spiegelwelten	Erzählung	45	Laila Taubert 8.3
1.Preis 9./10.Kl	9/10	Spiegel	Die Biographie der Violette Allery	Erzählung	49	Carina Ambrosetti 9.3
2.Preis 9./10.Kl	9/10	Kette	Die Kette	Kurzge-schichte	59	Theresa Wass 9.3
	9/10	Brief	Der Abschiedsbrief	Brief	60	Lynn Schmökel 10.4
	11/13	Brief	Zufall	Kurzge-schichte	61	Paul Feist 11.3
	11/13	Spiegel	Die Begegnung	Gedicht	65	Rebecca Klars 11.2
	11/13	Kette	Das Leben des Tscheyn	Erzählung	66	Maik Kaiser 11.3
2.Preis Ober-stufe	11/13	Brief	Brief an die Kindheit	autobiogra-scher Brief	77	Lea Schönemann 11.2
1.Preis Ober-stufe	11/13	Uhr	Die Rede	Kurzge-schichte	78	Sophie Weber 12
	11/13	Spiegel	Der Spiegel ihres Herzens	Gedicht	80	Rouben Diallo 13

Sara Gluvic

Eine Reise durch die Zeit

Es geschah an einem warmen Sommerabend, an dem Boo, mein bester Freund, bei mir übernachtete. Wir hatten es uns im Wohnzimmer gemütlich gemacht, mit Chips, Cola und einer Menge Süßigkeiten.
Wir schauten uns gerade einen Horrorfilm an, als meine kleine Schwester Lizzie reinstürmte und uns zu Tode erschrak.
"Hau ab! Du nervst! Können wir uns nicht einen gemütlichen Abend machen, ohne dass du uns gleich irgendeinen Streich spielst?!", schrie ich sie an.
"Nö, könnt ihr nicht! Hehe", sagte sie frech und verschwand dann wieder.
Sie kann einem so auf die Nerven gehen! Boo und ich guckten den Film zu Ende und machten uns dann fertig für' s Schlafengehen. Wir gingen runter zum Labor um meinem Vater Gute Nacht zu sagen.
Er ist ein sehr bekannter Erfinder namens Fred Johnson. Wir hielten vor einer riesigen Tür.
Ich klopfte an.
Nichts.
Noch einmal.
Wieder nichts.
Obwohl ich wusste, dass niemand in sein Labor darf außer ihm, öffnete ich langsam, ganz langsam die Tür. Boo und ich traten ein, geblendet vom grellen Licht, und schlossen leise die Tür hinter uns. Das Labor war riesig.
Es bestand aus drei Teilen: dem Versuchsraum, dem Arbeitsraum und einer Art gigantischer Abstellkammer für seine Erfindungen. Wir entdeckten meinen Dad schlafend im Arbeitszimmer. Es war das reinste Chaos.
Überall lagen Papiere, Stifte, Scheren und vieles mehr! Man konnte den Boden kaum sehen.
Wir weckten meinen Dad nicht, da er ja sonst so wenig schläft.
Er kommt meistens nur zum Mittagsessen und zum Schlafen raus. Das Frühstück und das Abendessen lässt er sich herunterbringen.
Wir durchquerten den Versuchsraum und kamen in den Teil des Labors, in dem alle seine "Meisterwerke" standen.
"WOW!", sagten Boo und ich wie aus einem Mund.
Überall standen, hingen oder lagen alle möglichen Dinge. Verrückt.
Unglaublich. Dafür gab es keine Worte.
Wir waren so fasziniert, dass wir die Zeit völlig vergaßen.
Wir schauten uns alles an. Besonders die kleinen Dinge interessierten uns.
"Schau mal Joe!", sagte Boo "sind die nicht cool?"
Er zeigte auf zwei kleine Männchen, die die ganze Zeit das Gleiche taten: sie drehten sich einmal um ihre eigene Achse, legten sich hin, standen auf und dann fing das Ganze noch mal von vorne an.
Doch plötzlich fiel mein Blick auf eine ganz gewöhnliche Armbanduhr.
So sah sie jedenfalls von Weitem aus, aber wenn man sich ihr näherte, merkt man, dass sie irgendwie anders war.

Sie zeigte Datum, Uhrzeit und das Jahr an, aber nicht nur das, sie hatte noch viele andere Ziffern, deren Bedeutung ich nicht kannte.
Ich nahm sie in die Hand und zog sie mir an.
Boo kam zu mir rüber. "Was hast du denn da gefunden?", fragte er. "Ach nichts Besonderes. Nur eine ein bisschen ungewöhnliche Armbanduhr.", antwortete ich. "Zeig mal her!", sagte Boo neugierig.
Er fummelte ein wenig daran rum und meinte dann: "Ich hab kein blassen Schimmer was das für eine Erfindung sein soll, aber meine Mutter hat da mehr Ahnung."
"Ich hätte auch noch gerne eine Mutter!", schoss es mir durch den Kopf.
Als ich vier Jahre alt war, ist sie spurlos verschwunden! Keiner weiß, was damals mit ihr passiert ist.
Aber eins weiß ich ganz genau: Sie hatte sehr viele Freunde, die über ihr Verschwinden sehr traurig waren.
Mein Dad war am Boden zerstört. Er konnte nicht mehr klar denken.
Mum und Dad haben sich so geliebt.
Er spricht nicht gern über sie, ihre ganzen Sachen hat er im Keller eingeschlossen.
Ich schaute auf die Armbanduhr und dachte tief und fest genau an das Datum, an dem meine Mutter verschwunden war, und drückte versehentlich einen kleinen, roten Knopf.
Plötzlich fing die Uhr an rückwärts zu gehen. Die Zeiger drehten sich immer schneller und schneller.
Jetzt drehte sich alles um mich herum, ich hörte Boo schreien und mir wurde schwarz vor Augen.
Als ich meine Augen wieder öffnete, saß ich in einem dunklen, nassen Raum.
"Wo… wo bin ich?", fragte ich. Ich hatte keine Antwort erwartet, doch plötzlich sagte jemand: "Ich weiß es nicht. Ich weiß es wirklich nicht."
Ich erschrak und machte einen kleinen Hüpfer. Wer war das?
"Boo, bist du' s?"
"Ja, ich bin' s!"
"Gott sei Dank bist du hier!, sagte ich erleichtert "Was hätte ich nur ohne dich gemacht?!"
"Keine Angst! Ich bin ja da! Nur müssen wir hier irgendwie herauskommen!", antwortete Boo ernst.
"Oh ja! Ich guck mal, ob ich eine Tür oder irgendeinen Ausgang finden kann", sagte ich darauf und war schon auf dem Weg, als mir Boo noch hinterherrief:
"OK, tu das. Ich werde mal probieren hier etwas zu erkennen, damit wir zumindest wissen, wo wir sind!"
Nach einer Weile fand ich dann einen kleinen Spalt, durch den Licht eindrang, und entdeckte gleich darauf noch eine Klinke.
Ich öffnete eine alte, verrostete Metalltür und grelles Licht fiel in den Raum.
Erst dann war mir klar, wo wir gelandet waren!
Wir waren in meinem Keller!
Aber wieso standen hier nicht die ganzen Sachen von Mum?
"Boo, komm her! Ich hab einen Ausgang gefunden und ich weiß auch genau, wo wir sind!" "Echt? Super!", rief er mir zu und kam angerannt.
Ich erklärte ihm, wo wir uns befanden und sagte ihm, dass hier irgendetwas faul war.
Wir kamen an der riesigen Labortür vorbei, gingen die Treppen hoch und erreichten den

Flur. Alles sah so anders aus.
"Dad, wo bist du?", rief ich, wobei ich völlig vergaß, dass er doch in seinem Labor eingeschlafen war.
"Schatz, wo steckst du denn?", ertönte plötzlich eine Frauenstimme.
Wir versteckten uns schnell in einem Kleiderschrank, den ich noch nie zuvor gesehen hatte.
In die beiden Türen war jeweils ein kleines Herz geritzt. Die Frau kam am Schrank vorbei und ich riskierte einen kurzen Blick.
Ich brauchte nur ganz wenig von ihr zu sehen und ich wusste sofort, wer das war.
"Die Frau…. Die Frau gerade!", sagte ich erschrocken. "Was ist mit ihr?", fragte Boo.
Nach einer Weile sagte ich dann: "D… Die Frau, oh mein Gott, die Frau ist meine Mutter!"
"WAS?!", fragte Boo entgeistert. "Das kann doch nicht wahr sein!"
"Ich weiß, ich weiß. Aber sie ist es!" "Bist du dir sicher?"
"Aber ja doch! Die Frau ist hundertprozentig meine Mutter!", antwortete ich.
Es war unfassbar! Ich lies mich in die Hocke fallen und vergrub mein Gesicht in den Händen.
Nicht dass ich jetzt weinen würde oder so, aber ich musste mir alles noch mal durch den Kopf gehen lassen, was in den letzten fünf bis zehn Minuten passiert war!
Ich war so verwirrt und so… so müde.
"OK… OK, also wir waren als Letztes in Dads Labor und haben dort diese Armbanduhr entdeckt! Stimmts?", fragte ich Boo aufgeregt.
"Ja", antwortete dieser etwas unsicher.
"Und dann war' n wir hier und haben… haben meine Mutter gesehen!" "Ja. Du hast sie gesehen." "Ich kann es nicht fassen, ich kann es einfach nicht fassen!", murmelte ich vor mich hin.

Ich muss hier raus! Sofort! Das hier ist ein Traum! Oh Gott mir ist so schlecht!

"Joe, geht' s dir gut?", fragte Boo besorgt. "Mir ging es schon mal besser!", antwortete ich, mit dem Versuch ein wenig lustig zu klingen.
Wir schwiegen eine Weile, bis Boo sagte: "Bei drei springen wir raus und rennen nach draußen!" "Ich weiß nicht.", sagte ich etwas ängstlich.
"Komm schon. Es ist immer noch dein zu Hause.", meinte Boo überzeugend.
"Du hast ja Recht! Hilf mir mal hoch."
"Geht doch!"
Also warteten wir noch zwei, drei Minuten und rannten dann auf Boos Kommando los.
Meine Wohnung war so anders! Eine völlig andere Einrichtung und die Möbel erst!
"Hey! Stopp! Wer ist da?!", rief Mum. Ich schaute nach hinten und wäre dabei beinahe gestolpert, doch ich konnte mich noch in letzter Sekunde retten.
Draußen angelangt machten wir erstmal eine Pause und gingen dann weiter.
Ich wollte mit Boo zum Kiosk einen O- Saft kaufen gehen, doch dort angekommen, stand vor uns kein Kiosk, sondern eine Bäckerei!
"Was ist bloß passiert? So lange konnten wir ja wohl nicht weg gewesen sein!", dachte ich mir.
Auf dem Weg hierher war mir aber auch aufgefallen, wie viel sich verändert hatte. Wir

suchten überall nach einem Zeitungsladen, fanden aber erst nach einer halben Stunde einen. Ich kaufte mir von meinem übrig gebliebenem Taschengeld einen O- Saft, einen Schokoriegel und ein Eis am Stiel.
Plötzlich fiel mir ein, dass es die ganze Zeit, seitdem wir hier waren, Tag gewesen war. Aber als wir in Dads Labor waren, war es doch spät in der Nacht.
Ich versuchte die Gedanken zu vertreiben, doch sie setzten sich in meinem Kopf fest! Um auf andere Gedanken zu kommen, schaute ich mir eine Zeitung an.
Als ich auf das Datum schaute, schrie ich leise auf.
"WAS?! Heute ist doch nicht der 21. April 1999!" "Was sagst du da?", fragte Boo erschrocken.
"Lies doch! Da steht es schwarz auf weiß: 21. April 1999!" Ich war kurz vor' m Ausflippen!
Um mich zu beruhigen, lief ich ein paar Mal im Kreis.
Irgendwann setzte ich mich auf den Boden. Einfach so. Mir war egal, was die Leute dachten.
Ich konnte es nicht glauben. Da ich nicht wusste was ich tun sollte, stand ich auf und lief noch einige Male im Kreis.
Dann nach vier bis fünf Minuten fragte mich Boo: "Ich weiß, es ist nicht der richtige Zeitpunkt dafür, aber könntest du mir vielleicht sagen, wie viel Uhr es ist?"
"Äh ja… warte", antwortete ich etwas angespannt. "Es ist genau 10 nach…"
Plötzlich hielt ich Inne.

Die Uhr! Die Uhr hat uns hierher gebracht! Es ist wirklich keine gewöhnlich Uhr! Es ist eine Zeitmaschine!

"Boo, du wirst es nicht glauben, aber ich weiß jetzt, wo wir sind und wieso wir hier sind! Diese Armbanduhr ist keine gewöhnliche Uhr! Nein.
Diese Uhr ist eine Zeitmaschine! Im Labor meines Vaters habe ich mich an meine Mutter erinnert und dann ganz fest an das Datum gedacht, an dem sie verschwunden ist, und dann waren wir plötzlich hier!
In der Vergangenheit! Das muss eine von Dads neuen Erfindungen sein!", erklärte ich Boo aufgeregt.
"Oha!", war das einzige, was er dazu sagen konnte. "Oha? Das ist nicht Oha, das ist wunderbar! So kann ich verhindern, dass mein Mutter verschwi…"
"Ist alles OK, Joe?"
Ich hielt Boo am Ärmel fest, rannte los und rief ihm zu: "Wir müssen schnell zu mir nach Hause! Ich muss meine Mutter retten!"
Als wir zu Hause ankamen, rannte ich in das Zimmer, von dem Dad mir erzählt hatte, dass es Mums gewesen war.
Ein Computer, der aussah, als wäre er 5000 Jahre alt, stand auf einem Schreibtisch. Daneben ein Bett und gegenüber vom Bett ein Kleiderschrank.
In der Ecke stand noch ein kleiner Abstelltisch und auf ihm ein altes Radio.
Boo und ich schauten uns ein wenig um. Auf dem Schreibtisch fand ich einen ungeöffneten Briefumschlag. Ich öffnete ihn und las den Brief:

Lieber Fred, lieber Joe,

Es tut mir wirklich Leid, aber ich muss es tun! Ich tue es auch nur deswegen, weil ich euch so sehr liebe. Ich möchte, dass ihr wisst, das ich euch für immer lieben werde! Und Fred, bitte, bitte fang mit Joe ein neues Leben an. Finde eine Frau. Werde glücklich. Tu es für mich!
Pass gut auf Joe auf und zeig ihm diesen Brief bitte erst, wenn er etwas älter ist!
In Liebe Maria!

Es war wie ein Stich ins Herz! Was musste sie bloß tun? Und wieso hatte mir Dad diesen Brief nicht schon gezeigt? Ich meine, ich bin ja schon fast vierzehn!
Auch Boo las sich den Brief durch und schaute mich total entsetzt an. Ich schaltete den Computer an, um zu gucken, ob dort noch ein paar Hinweise zu finden waren.
Es dauerte Jahre, bis er endlich an war. Ich überprüfte sofort Mums E- Mails. Boo und ich fanden ein Gespräch zwischen Mum und einem Mr. Unbekannt:

Maria: Bitte lass mich doch endlich in Ruhe!
Mr. Unbekannt: Erst wenn du mir die 5 Millionen bringst!
Maria: Wo soll ich das Geld denn bitte herkriegen?!
Mr. Unbekannt: Dein Problem! Ich will das Geld oder ich bringe deinen Sohn um!
Maria: NEIN!!! Nicht meinen Sohn! Bitte! Ich flehe dich an, lass ihn da raus!
Mr. Unbekannt: ICH WILL DAS GELD!!! MORGEN! 18:00 Uhr an der Ecke der Ravenstreet oder dein Sohn hat einen Kopf weniger!!!
Maria: Aber…
Mr. Unbekannt hat die Unterhaltung verlassen.

"Dieses Gespräch fand gestern statt! Das bedeutet…", ich schaute auf die Uhr. "Oh Gott, sie treffen sich in genau 8 Minuten an der Ravenstreet! Wir müssen so schnell wie möglich dahin!", rief ich erschrocken. "Sonst tut er meiner Mutter wer weiß was an!"
Wir rannten nach draußen in den Garten und stiegen auf das Fahrrad, das an der Garage lehnte.
Irgendwie schafften wir es uns zu zweit da rauf zu quetschen! Wir rasten durch die Gegend wie die Verrückten!
Die Straßen waren völlig leer, bis auf einige Leute, die entspannt durch die Straßen liefen.
Kurz vor der Ravenstreet hielten wir und ließen das Fahrrad einfach auf den Boden fallen.
Wir schlichen uns bis zur Ecke. Es war eine lange, dunkle Straße mit wenig Licht und vielen alten, unbewohnten Häusern.
Irgendwo, etwas weiter hinten stand Mum.
"Noch eine Minute!", flüsterte ich Boo zu.
"OK, dann müsste Mr. Unbekannt ja bald kommen!", meinte Boo darauf.
Drei Minuten später kam er dann wirklich, eingehüllt in einem schwarzen Mantel. Ich bekam es mit der Angst zu tun!
Würde er Mum etwas antun?! Ich wusste, dass Mum das Geld nicht dabei hatte!
"Was hat sie bloß vor?", fragte ich mich.
Sie sprachen eine Weile miteinander, wobei der Mann immer wütender auf sie einredete. Mum zuckte zusammen, als er sie plötzlich anschrie!

Mr. Unbekannt stand mit dem Rücken zu Boo und mir.
"Das war die Chance!", dachte ich mir.
"Boo, rühr dich nicht vom Fleck! Falls irgendetwas passiert, lauf davon und hol Hilfe! Verstanden?", sagte ich in strengem Ton zu Boo.
"Verstanden!", antwortete dieser.
Ich guckte mich um und fand eine Eisenstange auf dem Boden. Gerade, als ich losgehen wollte, wurde der Mann handgreiflich gegenüber meiner Mutter!
Sie schrie und schrie, aber niemand kümmerte sich darum!
Ich rannte los und stürzte mich auf den Mann.
Er fiel zu Boden und ich schlug ihm mit der Eisenstange in den Rücken.
Er schrie vor Schmerz!
"Meiner Mum… äh ich meine dieser Frau darfst du nichts antun! Du landest im Knast, mein Lieber! Wegen Erpressung und Körperverletzung! Ha!", schrie ich Mr. Unbekannt zu. Ich war stolz auf mich!
Mum schaute mich total entsetzt an.
Doch dann umarmte sie mich ganz fest und sagte: "Ich kenne dich zwar nicht und ich habe auch keine Ahnung, woher du das alles weißt, aber du hast mir und meinem Sohn das Leben gerettet! Vielen, vielen Dank!"
Es war so schön meine Mutter zu umarmen.
Wunderschön!
Irgendwann ließ sie mich los und fragte: "Wie heißt du überhaupt?"
"Ich? Äh… Ich heiße, äh, ich heiße Mick… Mickey!"
"Und wer ist dein Freund da drüben?"
"Äh… äh das ist… das ist Goofie!"
Boo guckte mich so an, als hätte ich nicht alle Tassen im Schrank.
Ich zuckte nur hilflos mit den Achseln.
"Ach so. OK. Also ich würde euch noch gerne auf eine Tasse Tee einladen, aber die Polizei will mich noch abfragen und wer weiß, wie lange das dauern kann!", sagte sie mit ihrem wunderschönen Lächeln.
Aber ich wusste, dass sich hinter diesem Lächeln eine unsichere und ängstliche Frau verbarg.
"Ist schon OK! Wir haben sowieso keine Zeit! Wir müssen nämlich auch langsam nach Hause gehen! Nicht wahr Boo, äh Goofie?" Ich konnte mir ein Lachen nicht verkneifen.
Wir verabschiedeten uns und gingen zurück nach Hause. "Vielen Dank noch mal, meine kleinen Helden!", rief uns Mum noch hinterher.
Zu Hause, vor der Eingangstür, drehte sich plötzlich alles um mich herum.
Die Zeiger auf der Uhr drehten sich immer schneller vorwärts und wie beim ersten Mal wurde mir schwarz vor Augen.
Als ich meine Augen öffnete, saß Boo neben mir und sagte lachend: "Dass du auch mal aufwachst!"
"Was ist bloß passiert?", fragte ich verwirrt.
Boo erzählte es mir und ich erinnerte mich wieder.
"Lass uns lieber gehen. Aber leise. Bevor wir noch deinen Dad wecken!", sagte Boo.
Wir schlichen uns auf Zehenspitzen bis zur Tür, öffneten sie und traten hinaus. Es war noch dunkel und als wir auf die Uhr schauten, wunderten wir uns, da gerade mal 10 Minuten vergangen waren!

Wobei wir doch mindestens eine Stunde weg waren.
Naja, Dads Erfindungen eben!
Wir schlichen uns ins Bett und schliefen sofort ein.
Am nächsten Morgen, als ich aufstand, kam es mir so vor, als hätte ich mein gesamtes Leben eine Mutter gehabt. Ich hatte Erinnerungen an Erlebnisse mit Mum!
Der Tisch war schon gedeckt. Boo und ich setzten uns hin und warteten.
Und plötzlich stand meine Mum vor mir! "MUM!", schrie ich. "Wie schön dich zu sehen!"
Ich umarmte sie, so doll ich konnte, und so blieben wir eine Weile.
Erst schaute sie mich ein wenig verwirrt an, doch dann lächelte sie ihr wunderschönes Lächeln!
Wie glücklich ich war!
Unerklärlich!
So war das also eine Mutter zu haben!
Nach dem Frühstück bemerkte ich, dass ich die Uhr noch anhatte! Also zog ich sie aus, legte sie auf den Boden und zertrat sie!
Keiner sollte die Vergangenheit verändern! Sie ist gut so, wie sie ist! Was geschieht, geschieht nun einmal! So ist das Leben und so soll es auch bleiben!

Stefan Norbert Lange

Die vier Freunde und die Suche nach der Uhr

Es war ein Tag wie jeder andere. Die Freunde Robin, Ace, William und Uli hatten Ferien. In den Zeitungen stand nichts Vernünftiges und los war auch nichts. Alle vier waren gerade zu Hause. „Da ist ein Abenteuer zu Ende und wir wissen nicht, was wir jetzt unternehmen wollen. Kommt, wir gehen Fußball spielen!", schlug William vor. „Gute Idee!", rief sein Freund Ace. Die Freunde gingen nun mit ihrem Fußball nach draußen auf die Wiese und spielten. Uli wollte gerade schießen, da unterbrach ihn seine Mutter:„Uli, der Kommissar hat gerade angerufen. Ihr sollt mal alle zu ihm kommen. Er hat eine Überraschung parat. Beeilt Euch!" „Endlich passiert mal was!"jubelte Uli. Die Freunde gingen sofort los und grübelten, womit der Kommissar sie wohl überraschen wolle. Am Präsidium angekommen, grüßten die Freunde herzlich und gingen zum Kommissar. Sie kannten ihn schon lange, denn sie hatten ihm im Laufe der Jahre schon sehr gute Hilfe beim Lösen kleinerer Fälle geleistet. Bei ihm sind die Freunde immer willkommen, es sei denn, er hatte vorher Bescheid gesagt, dass er Ruhe bräuchte. Die vier grüßten auch ihn, und Ace fragte: „Womit wollen Sie uns denn überraschen?" „Nun, Ihr habt mir immer so schön beim Lösen der Fälle geholfen. Da dachte ich mir, dass mal eine Belohnung fällig ist. Ich soll in den jetzigen Sommerferien für drei Wochen in ein kleines Dorf fahren. Gerade mal 100 Kilometer entfernt. Es gibt nur einen Kommissar. Er ist für einige Zeit krank, und ich soll ihn vertreten. Sogar ein Polizeiwagen wird mir gestellt. Ich habe den Kollegen dort von Euch erzählt, und sie waren begeistert. Ihr könnt mitkommen. Mit Euren

Eltern habe ich schon gesprochen. Sie sind einverstanden. In drei Tagen geht der Regionalexpress. Soll ich beim Kofferpacken helfen?“, lachte er.
Ace, William, Robin und Uli konnten sich vor Freude kaum halten. Sie bedankten sich beim Kommissar und gingen nach Hause. Am Abend wurden schon die Koffer gepackt. „Hoffentlich haben wir in den drei Wochen Ruhe. In dem kleinen Dorf ist bestimmt nicht viel los“, behauptete Uli. „Schön viel Ruhe, ah!“, freute sich Ace.
Als es nur noch einen Tag bis zur Abreise war, wurde den Freunden die Zeit des Abreisetages und das Ziel genannt. Die Nacht bis dahin verlief für sie fast schlaflos, so aufgeregt waren sie. Als es soweit war, brachten die Eltern von Ace, William, Uli und Robin ihre „Schützlinge“ zum Bahnhof, wo der Kommissar schon wartete. Alle begrüßten sich herzlich. Als alle im Zug saßen fragte William den Kommissar: „Gibt es in dem kleinen Ort wirklich so viel zu tun?“ „Natürlich, denn die Einbruchrate ist sehr hoch angestiegen“, antwortete er. „Ich wollte Euch allen noch etwas anderes mitteilen: Wir haben doch jetzt schon so oft zusammengearbeitet. Da dachte ich mir, es wäre doch mal an der Zeit, dass ihr mich ab sofort mit meinem Vornamen ansprechen dürft. Was haltet Ihr davon?“ „Eine sehr gute Idee. Dein Name ist doch Bernd Schlaumeier?“ „Das stimmt. Duzen ist erlaubt!“
„Wie heißt denn eigentlich das kleine Dorf, das wir besuchen?“ „Grasdorf, eine Stadt die mehr Kühe als Einwohner hat. Dort war ich früher schon einmal und habe als Privatdetektiv und Wanzensucher gearbeitet. Ist aber viele Jahre her.“ „Das ist ja cool!“, rief Ace. Die restliche Fahrt über unterhielten sie sich angeregt.
Als die Ansage „Grasdorf Hauptbahnhof“ ertönte, stiegen die Freunde und Bernd Schlaumeier aus. Der Weg zum Hotel war kurz, sie konnten bis dahin laufen und sich dabei den ersten Eindruck von dem Ort verschaffen.
„Lasst uns in das Hotel gehen“, sagte der Kommissar an.
„Seit wann kann sich die Polizei denn ein Hotelzimmer für uns leisten? Ich dachte, bei der Polizei gibt es nicht so viel Geld“, wunderte sich Robin. „Das erkläre ich Euch später, denn wir nehmen jetzt unser Gepäck und holen die Schlüssel für unsere Zimmer. Kommt jetzt!“, forderte er die Freunde auf.
Endlich drinnen besorgte er an der Rezeption die Schlüssel für die Zimmer und dann standen sie auch schon vor ihren Zimmern. Der Kommissar gab den vieren den Schlüssel und er meinte: „Also die Schlüssel habt ihr jetzt. Stellt erstmal die Koffer ab!“ Als die Koffer abgestellt waren, kam Bernd noch mal ins Zimmer und erzählte freudig: „Ich wollte Euch noch sagen, wem wir die Zimmer zu verdanken haben. Der Stadt. Weil ich mit Euch drei Wochen hier bin, habe ich als kleine Entschädigung die Hotelzimmer gestellt bekommen. Haben wir ein Glück, dass wir hier im gleichen Bundesland sind. Wäre das nicht der Fall gewesen, dann hätte ich Euch nicht mitnehmen können, und ich müsste in einer Pension übernachten. Wir müssen noch über etwas anderes sprechen. Es gibt eine Regel: Bis 18Uhr dürft Ihr draußen herumlaufen. So habe ich es mit Euren Eltern abgesprochen. Nach 18Uhr müsst Ihr aber fragen, falls die frische Luft lockt. Hier ist eine Karte von dem kleinen Dorf. Leider habe ich noch einiges zu erledigen und kann Euch jetzt nicht begleiten. Ich wünsche Euch viel Spaß!“ Er ging los und winkte den Kindern zu.
„Wo gehen wir als erstes hin?“, fragte Uli. „Wie wäre es mit einem Museum, wenn es hier so etwas gibt. Einverstanden?“ Die anderen stimmten zu, und es konnte losgehen. Sie liefen durch die Straßen und hielten nach einem Museum Ausschau.

Nach einem 20 minütigem Fußmarsch wurden sie fündig. Sie fanden ein Museum und gingen hinein.
Eine Angestellte des Museums erzählte ihnen etwas über das kleine Dorf: „Vor langer Zeit, etwa im 18. Jahrhundert, lebte hier ein reicher Kaufmann. Er besaß eine wertvolle Uhr. Sie wurde von einem berühmten Uhrmacher auf Wusch angefertigt mit goldenen Verzierungen und eingelassenen Edelsteinen. Der Wert wird auf ca. 30 Millionen Euro geschätzt. Niemand weiß, ob es die Uhr wirklich gab und ob sie heute noch existiert. Aber ich glaube, dass es sie bestimmt noch gibt. Bisher hat sie noch keiner gefunden, aber vielleicht wollt Ihr Euch auf die Suche begeben? Ich wünsche Euch viel Glück!“ Sie lachte den Kindern zu.
Die Freunde schauten sich noch etwas im Museum um und machten sich bald auf den Weg zum Hotel.
Dort angekommen, trafen sie den Kommissar auf dem Weg zum Speisesaal.
Beim Essen erzählte er ihnen: „Bevor ich übermorgen meinen Dienst antreten muss, haben wir zusammen morgen einen wichtigen Termin. Wir besuchen eine alte Freundin von mir. Sie ist einer der ältesten Menschen hier im Dorf. 90 Jahre muss erst mal einer schaffen! Wir treffen uns morgen um 10 Uhr im Speisesaal, am Büffet!“ „Hast Du schon mal von der Uhr gehört, die hier im Dorf irgendwo versteckt ist, Bernd?“ „Ja, schon viel zu oft. Ich habe früher mal nach dieser Uhr gesucht, aber ohne Erfolg. Na ja, man kann ja nicht alles finden! Die Frau, die wir morgen besuchen werden, kann Euch noch viel mehr erzählen. Sie ist schon Spezialistin. Ich verziehe mich dann mal auf mein Zimmer. Ich komme noch mal zu in Euer Zimmer. Bis später!“, rief der Kommissar. Nicht viel später gingen die vier auch auf ihr Zimmer. Als sie gerade beim Grübeln waren, kam der Kommissar noch mal ins Zimmer der Freunde und meinte: „Ich wollte noch eine gute Nacht wünschen und schauen, ob bei Euch alles in Ordnung ist. Bis morgen. Schlaft gut!“ Die vier freuten sich und sagten ebenfalls: „Gute Nacht.“
Am Tag darauf standen William, Ace, Uli und Robin früh auf. Sie zogen sich an und gingen um 10 Uhr schließlich zum Speisesaal. Bernd erwartete sie schon. Uli fragte ihn beim Frühstück: „Wo wohnt deine Freundin eigentlich?“ „Sie wohnt in einer Villa am Stadtrand.“ Nach dem Essen waren alle papp satt. Es konnte also losgehen.
Alle zogen ihre Jacken an und der Kommissar lief mit den vieren durch endlose Straßen und Wege. Als sie endlich sie angekommen waren klingelte der Kommissar an der Tür der Villa und eine ältere Dame öffnete. „Ah Bernd, Du bist es! Und wen hast Du denn da mitgebracht? Kommt doch herein und setzt Euch hin!“ Sie traten ein. „Also Jungs, das ist Berta.“, stellte der Kommissar die Dame vor. „Ich habe Euch ja schon etwas über sie erzählt. Und nun zu Dir Berta, ich habe dir hier die vier Freunde mitgebracht. Ich habe dir ja ausführlich über sie berichtet. Erzähl Ihnen doch mal etwas was über die Uhr!“, forderte er Berta auf.
„Das mache ich doch gerne! Aber vorher wollte ich Dir sagen, dass mein neuer Kamin endlich eingebaut worden ist. Der ganze Schornstein und der Aufgang zum Schornstein. Wurden herausgerissen und erneuert. Das freut mich so!“ In dem Moment klingelte das Handy des Kommissars. Nach zwei Minuten legte er auf und informierte die Freunde: „Ich muss leider los. Die brauchen mich schon heute auf dem Präsidium. Bis ich wieder im Hotel bin, ist es bestimmt schon wieder Abend. Bleibt doch noch etwas bei Berta. Ich wünsche Euch allen noch einen schönen Tag,

auch dir Berta. Bis später dann!“
Berta fuhr nun fort: „Ihr wisst sicher schon etwas über die Uhr. Also, der Kaufmann, der die Uhr anfertigen ließ, hieß Heinz von dem grünen Forst. Hier in dem kleinen Dorf lebte mal ein Nachfahre von ihm. Das wusste aber nicht jeder. Er zog vor sieben Jahren von hier weg. Ich bin mit ihm immer noch befreundet und pflege Briefkontakt mit ihm. Bevor er wegzog, gab er mir eine Schatulle. Er meinte, man könnte mit ihr ein Geheimnis lüften. Ich bin leider zu alt, um dem nach zugehen. Wie ich hörte, habt Ihr schon so manches Rätsel gelöst. Die Schatulle steht hier auf dem Tisch. Ich möchte sie gerne Euch überlassen. Hier nehmt sie. Ihr könnt das Rätsel vielleicht lösen. Viel Glück! Aber achtet darauf, dass die Schatulle nicht in falsche Hände gerät! Viele Leute sind hinter ihr her.“ Die Freunde bedankten sich herzlich. „Danke Berta. Wir müssen jetzt leider los. Wir wünschen Dir noch einen schönen Tag. Auf Wiedersehen!“, wünschten die vier.
Auf dem Weg zum Hotel fragte Ace: „Was wohl in der Schatulle ist? Wir können sie ja im Hotel öffnen. Wir lösen das Rätsel schon!“ Zurück im Hotel gingen die vier sofort auf ihr Zimmer. Dort öffnete Robin die Schatulle und alle begutachteten den Inhalt. „Eine kleine Metalltafel und eine silbernes Armband. Was das wohl bedeutet?“, fragte William. Uli wollte sich die Tafel nehmen, aber Robin hielt ihn zurück: „Stop! Berta hat doch gesagt, die Schatulle solle nicht in falsche Hände geraten. Es könnte ja sein, dass uns jemand belauscht, wenn wir vorlesen.“
„Jetzt übertreibst Du aber. Wer sollte denn wissen, dass wir genau hier in diesem Hotelzimmer sind? Uli komm, lies mal vor, aber auf Wunsch dieses Herren bitte etwas leiser!“, forderte ihn Ace auf. Uli fuhr fort: „Also hier steht Folgendes: Bevor Du mit der Suche richtig anfängst, musst Du erst einmal ins Haus des Wissens gehen. Wenn man dies getan hat, soll man ins Zimmer der Träume gehen.“ „Was soll denn damit gemeint sein? Haus des Wissens. Der Schreiber der Tafel schreibt in Rätseln und meint bestimmt eine Bibliothek. Lasst uns mal eine Bücherei aufsuchen. Dann finden wir sicher heraus, was das Zimmer der Träume ist. Wir haben doch den Stadtplan vom Kommissar bekommen. Ich suche mal nach einer Bücherei. Bingo! In der Dorfstraße ist eine. Kommt wir gehen gleich los!“, meinte William. Es ging los. Vorsichtshalber blieb Ace im Hotelzimmer und bewachte die kleine Truhe.
In der Bücherei angekommen fragte Robin eine Bibliothekarin: „Können Sie uns vielleicht sagen, in welchem Regal man Informationen über Heinz von dem grünen Forst finden kann?“ „Natürlich. Gleich neben mir steht es.“ „Danke für die Auskunft!“ „Bitte!“ Die Freunde nahmen sich gleich Bücher und lasen nach. Nach kurzer Zeit rief Robin aufgeregt: „Ich habe etwas Wichtiges gefunden. Ich lese mal vor: Heinz von dem grünen Forst. Reicher Kaufmann. Er ließ angeblich eine sehr wertvolle Uhr anfertigen. Diese wurde bisher noch nicht gefunden. Er war ein sehr großer Kunstsammler und hatte viele Gemälde, die seine Nachfahren erbten. Sie haben diese dem Städtischen Kunstmuseum als Leihgabe übergeben. Ein anderes wertvolles Gemälde, welches den Namen *Zimmer der Träume* trägt, befindet sich in den Händen von Berta Buchsbaum. Es wird behauptet, dass es ein Geheimnis verbirgt“, erzählte Robin. „Sehr gut. Jetzt wissen wir, worum es sich beim *Zimmer der Träume* handelt. Um ein Gemälde, das bei Berta in der Villa hängt. Jetzt müssen wir aber zurück ins Hotel. Los geht´s!“ Die Freunde gingen los und waren nach einem kleinen Fußmarsch wieder im Hotel.

Als sie ihr Zimmer öffneten, bot sich den Freunden ein schrecklicher Anblick. Alles war durchwühlt. Wie nach einem Einbruch. Ihr Freund Ace lag gefesselt auf dem Boden. Uli band ihn los und fragte: „Was ist denn mit Dir passiert?“ Ace erzählte: „Ca. zehn Minuten nachdem Ihr weg ward, bin ich ins Bad gegangen. Ich habe so ein Klacken gehört, und dann wurde ich von hinten gepackt und gefesselt. Der Einbrecher wollte wissen, wo die Schatulle versteckt ist. Ich habe es ihm gesagt, und als er sie geöffnet hatte, fluchte der Einbrecher und floh. Die Schatulle war und ist nämlich leer. Zum Glück habe ich den Inhalt vorher in eine verschließbare Plastiktüte gepackt und im Lüftungsschacht versteckt. Ich dachte mir schon so etwas.“ „Aber wer hätte Interesse daran, die Schatulle zu klauen?“ „Jemand, der geldgierig ist und gerne klaut“, vermutete William. „Wir wollen ja mit Hilfe der Schatulle herausfinden, wo die Uhr versteckt ist. Wir müssen aber mit absoluter Vorsicht vorgehen. Wer weiß, was noch passiert. Auf jeden Fall verstecken wir die Schatulle wieder im Lüftungsschacht!“, meinte Robin. „Also wir gehen jetzt zu Berta und fragen Sie, ob sie nicht die Freundlichkeit hätte, uns mal das Gemälde zu zeigen. Ich habe alle wichtigen Hinweise von der Metalltafel abgeschrieben. Aber nun geht es los!“, rief Ace.

Auf dem Weg zu Bertas Villa fragte Uli Ace: „Der Angreifer hat dich ja gefesselt. Hast Du vielleicht sein Gesicht gesehen?“ „Ja das habe ich!“ „Wir haben doch mal dieses etwas ältere PC Programm vom Kommissar geschenkt bekommen, das er nicht mehr braucht. Mit dem kann man ja Phantombilder anfertigen.“ „Nur leider ist unser Notebook ist zu Hause. Aber bloß keine Sorge! Der Kommissar hat mir mal sein Laptop ausgeliehen, das immer noch in unserem Zimmer ist, und er sagte ich dürfe es immer benutzen“, erzählte William. „Kennst Du denn sein Passwort?“, fragte Ace misstrauisch. „Natürlich nicht, aber Bernd hat es so eingerichtet, dass ich trotzdem heran kann“, erklärte William. „Dann können wir ja das Phantombild anfertigen!“, jubelte Uli. „Aber bitte nicht jetzt. Wir sind auf dem Weg zu Bertas Villa, weil wir das Gemälde anschauen wollten.“, konterte Ace. Nach der umfangreichen Diskussion waren die Freunde auch schon am Ziel. Bei Frau Buchsbaums Villa. Uli klingelte. Berta öffnete und ließ die vier herein. Sie meinte: „Schön, dass Ihr noch mal kommt. Wisst Ihr, am liebsten habe ich Gesellschaft. Am allerliebsten von jungen Leuten. Was verschafft mir die Ehre Eures Besuchs?“

„Ja, wir haben im Fall Schatulle recherchiert und haben herausgefunden, dass uns Dein Gemälde *Zimmer der Träume* eventuell weiterbringen kann. Könnten wir es vielleicht mal sehen?“, fragte Ace ganz nett. Frau Buchsbaum antwortete:„Aber natürlich dürft Ihr es sehen. Kommt mal mit!“

Sie führte die Freunde in den Keller und ging zu einem Vorhang. Sie zog ihn beiseite und meinte ganz voller Stolz:„Das ist das Gemälde *Zimmer der Träume*!“ Das Bild glänzte so, als wäre es erst vor kurzer Zeit zu Ende gemalt worden. Die Augen der vier Freunde glänzten auch, wie ein Diamant. William fragte Frau Buchsbaum: „Die Uhr in dem Bild, gibt es die wirklich?“ Berta erzählte: „Die Uhr, die dort zu sehen ist, soll es wirklich geben. Aber mehr weiß ich auch nicht. Das ist ein altes Familienerbstück.“

„Das ganze Anwesen hier ist sehr schön. Könntest Du uns mal herumführen, vorausgesetzt, Dir macht es nichts aus und wenn Du nicht schaffst, musst Du Bescheid sagen“, meinte Robin. „Wir können sofort beginnen!“, rief Berta. Sie lief mit

den Freunden durch das ganze Anwesen und zeigte ihnen alles. Von der Abstellkammer bis zu den Schlafzimmern. Nichts wurde ausgelassen. Nach fast zwei Stunden herumlaufen hatten sie alles gesehen. Berta bot den Freunden an, sie sollten doch mit ihr noch Kaffee trinken.
Bei Kaffee und Kuchen fragte William: „Wie kommt es eigentlich, dass Du so flink bist und das in dem beeindruckendem Alter?“ „Es gibt immer Geheimnisse und dieses habe ich selber noch nicht gelüftet. Und es ist manchmal sogar für die Betreffenden besser, wenn man sie nicht lüftet oder kann.“
William guckte gerade auf die Uhr und meinte dann: „Oh, es ist schon spät, Berta. Der Tag war sehr schön, aber wir müssen nun leider los. Danke für alles. Tschüss!“
Frau Buchsbaum begleitete die vier Freunde zur Tür und verabschiedete sie.
Auf dem Nachhauseweg plauderten die vier noch etwas. Als sie endlich am Ziel angekommen waren, konnten sich die Freunde nicht mehr freuen, denn als William die Tür aufschließen wollte, musste er es nicht mehr. Das Schloss war aufgebrochen, und er konnte sie aufschieben. Den Freunden bot sich wieder kein schöner Anblick. Alles war durchwühlt und im Zimmer verteilt. Robin maulte:„Schon wieder ein Einbruch. Jetzt reicht es aber. Sollten wir nicht langsam den Kommissar einschalten? Der Einbrecher hat ja nicht mal seine Forderungen aufgeschrieben.“
„Wir sollten aber nur Bernd einschalten. Wenn wir die Polizei rufen würden, käme die Spurensicherung. Sollte das dann der Einbrecher mitbekommen, ist er gewarnt und wir könnten ihn beim nächsten Einbruchsversuch nicht erwischen“, spekulierte Uli.
„Recht hast Du. Ich gehe mal an seine Zimmertür klopfen. Vielleicht ist er ja schon da“, sagte William und ging zum Zimmer des Kommissars und klopfte an dessen Tür. Es wurde ihm geöffnet. „Bernd, wir müssen Dir mal etwas in unserem Zimmer zeigen. Komm doch mal mit“, bat William. Er brachte den Kommissar in sein Zimmer und Uli erzählte die Geschichte. „Also, wie schon gesagt, vermuten wir, dass der Einbrecher aus dem Hotel stammt. Er ist sicher hinter der Uhr her und braucht die Hinweise aus der Schatulle“, erzählte Robin. „Am Besten, wir fertigen jetzt unser Phantombild an. Bernd, dürfen wir uns mal Dein Notebook ausleihen? Wir bringen es auch wieder zurück“, versprach Ace. „Natürlich könnt Ihr Euch das Notebook ausleihen. Es ist so wieso noch in Eurem Zimmer. Komisch ist aber, dass es nicht fehlt. Normale Einbrecher hätten es sofort mitgenommen. Der Einbrecher hat es offenbar tatsächlich nur auf die Schatulle abgesehen. Gutes Gelingen! Falls Ihr mich braucht, sagt Bescheid“, verabschiedete sich der Kommissar.
Die vier setzen sich sofort an das Notebook und erstellten ein erstes Phantombild. Nachdem es fertig war, druckte es Robin aus. William holte den Kommissar und der staunte nicht schlecht: „Ich mache Euch einen Vorschlag. Ich bin mit dem Hotelleiter befreundet. Ich kann ihm Euer Phantombild mal zeigen. Er kann sagen, ob die Person im Hotel angestellt ist oder hier Gast ist. Der kann sich viele Gesichter merken. Vielleicht hilft das weiter. Ich gehe gleich zu ihm. Bis später!“
Er spurtete zum Büro des Hotelleiters und erzählte ihm, was vorgefallen war. Nach dem langen Befragen kehrte er zu den vieren zurück und erzählte: „Also, ich habe den Hotelleiter befragt. Er hat mir aber nicht sagen können, ob die von uns gesuchte Person, also in dem Fall der Einbrecher, sich hier im Haus aufhält. Auf jeden Fall ist er hier nicht angestellt.“
„Der Einbrecher kann also nur von außerhalb kommen, oder er ist hier Gast!“,

kombinierte Uli. „Ich habe eine Idee!“, brüllte Robin, „Wir könnten hier doch eine versteckte Kamera installieren. Wenn uns der Einbrecher das nächste Mal besuchen kommt, dann wissen wir vielleicht mehr.“ „Bei Dir piept es wohl! Hast Du zulange vor dem Fernseher gesessen?“, kommentierte Ace. „Also ich finde die Idee ganz super“, schaltete sich der Kommissar ein, „Ich habe selber eine Minikamera dabei. Auf die kann ich nicht verzichten. Vielleicht hilft sie Euch weiter. Ich gehe sie schnell holen!“ Er rannte los und kam nach ca. zehn Minuten wieder.
Nachdem die Installierung erfolgreich vorgenommen wurde, erklärte er den vier Freunden die Bedienung und verschwand wieder. William wechselte das Thema: „Aber jetzt wieder zum Fall Uhr! Auf dem Gemälde, das uns Berta freundlicher Weise gezeigt hat, war doch eine Uhr zu sehen. Könnte es die sein, die wir suchen?“ „Ich schlage vor, wir reden morgen noch mal darüber. Ich möchte morgen noch mal in der Bücherei etwas nachschlagen“, meinte Robin. „Was denn?“, erkundigte sich Ace. „Ach, nicht so wichtig. Nur `ne Kleinigkeit!“ „Kommt, wir machen uns jetzt fertig und legen uns hin! Aber erst starten wir die Kamera. Sie soll ja die ganze Nacht aufnehmen!“
Nach dem Zähneputzen legten sich alle ins Bett, und Uli startete die Kamera. Dann legte er sich auch hin und fragte seine Freunde: „Wisst Ihr, warum die Kamera die ganze Nacht aufnehmen kann, ohne an den Strom angeschlossen zu werden?“ „Bernd hat doch einen extra großen Akku angeschlossen, und er sagte, es wäre eine Spezialanfertigung für die Polizei“, erklärte Willam. Die Freunde wünschten sich nun eine gute Nacht.
Der nächste Tag begann für die Freunde ganz ruhig. Nach dem Frühstück teilte Ace die Aufgaben ein: „Also, William willst Du Dir die Aufnahmen anschauen?“ „Ja, aber im Schnelldurchlauf!“, antwortete William. „Okay, Robin willst Du noch mal in die Bücherei gehen und noch etwas recherchieren?“ „Geht klar!“, meinte Robin. „Uli, Du gehst zu Berta, und ich stelle hier noch ein paar Nachforschungen an.“ Nachdem die Rollen klar verteilt waren, ging es los. Robin hastete zur Bibliothek, nahm sich dort ein Buch über Heinz von dem grünen Forst. Nach einer Weile jauchzte er: „Na, bitte, ich habe es mir schon fast gedacht. Das müssen die anderen wissen!“ Nun machte er sich auf den Heimweg.
William war nach einer Weile mit dem Auswerten der Kameraaufnahmen im Schnelldurchlauf fertig und freute sich: „Das war aber sehr interessant. Das zeige ich meinen Freunden!“
Uli war derweil bei Berta zu Hause, die ihm noch etwas mehr zum Thema erzählte. In der Zwischenzeit war Ace in der Altstadt unterwegs, weil er sich erhoffte, dass er weitere wichtige Hinweise zum Thema Uhr finden könnte.
Als alle mit der Arbeit fertig waren, trafen sie sich wieder im Hotelzimmer. William erzählte als Erster: „Ich habe beim Auswerten der Aufnahmen etwas Wichtiges bemerkt: In der Nacht ist hier jemand eingebrochen. Man konnte sein Gesicht dank der Infrarotkamera gut erkennen. Ich verglich sein Gesicht mit dem des Phantombildes. Das ist mein Bericht!“
Nun erzählte Robin: „Ich bin ja in der Bücherei gewesen. Ich las dort ein Buch zum Thema *Die Uhr des Heinz von dem grünen Forst*. Das *Zimmer der Träume*, also das Gemälde, welches bei Berta im Keller hängt, wurde 1781 gemalt. Die Uhr, nach der wir suchen, wurde aber erst 1789 angefertigt. Das Gerücht stimmt schon mal nicht!

Aber die Uhr, die man auf dem Gemälde sehen kann, steht in Bertas Wohnzimmer. Ich sah sie, als wir mit ihr den Rundgang gemacht haben."
Jetzt war Uli an der Reihe: „Also, ich war bei Berta und habe sie gefragt, wie sich das Schriftstück in der Schatulle, die Sie uns geschenkt hat, so lange halten kann. Papier oder Leder verrottet ja mit der Zeit. Berta meinte, dass ja viele vor uns mit der Schatulle und dem Schriftstück die Uhr finden wollten. Der Text auf dem Papier wurde immer wieder kopiert. Unser Schriftstück, so meinte Berta, könnte möglicherweise
aus den Achtzigern stammen. Wir suchen die Uhr, aber halt nur mit einer Kopie des Orginalplanes." „Gute Arbeit! Wir wissen ja jetzt, dass die Standuhr im Wohnzimmer auf dem Gemälde *Zimmer der Träume* zu sehen ist. Wir könnten ja morgen zu Berta gehen und sie fragen, ob wir nicht mal einen Blick in die Standuhr im Wohnzimmer werfen könnten. Aber wir sollten jetzt herausfinden, wer mit den Einbrüchen in unser Zimmer etwas zu tun hat. Der Einbrecher hat bestimmt ein paar Komplizen. Die halten sich bestimmt hier im Hotel auf. Äußerste Vorsicht ist geboten!", warnte Ace.
Robin hatte auf plötzlich einen Gedankenblitz. „William, Du hast doch das Gesicht von dem nächtlichen Einbrecher mit dem des Phantombildes verglichen. Aber sie waren nicht identisch. Wir könnten ja das Gesicht vom Langfinger als Foto ausdrucken. Dann wissen wir zumindest, wie er aussieht und vor wem wir uns in Acht nehmen sollten."
William ging zum Notebook und ließ das Bild nach ein paar Minuten ausdrucken. Er legte es neben das Phantombild. Uli äußerte sich nun: „Ich stelle die Kamera ein, und Zähne geputzt haben wir noch nicht. Macht das sofort, und dann legen wir uns hin. Ich habe meine Beißer schon geputzt. Morgen beschäftigen wir uns weiter mit dem Thema Uhr!" Gesagt getan.
Uli stellte die Kamera ein, und in der Zwischenzeit putzten seine Freunde ihre Zähne. Alls alle fertig waren, legten sie sich hin und wünschten sich eine gute Nacht. Nach kurzer Zeit schliefen die vier Freunde tief und fest.
Am folgenden Tag standen die Freunde früh auf. Am Frühstückstisch griff Ace das Thema Uhr wieder auf: „Wir gehen heute wieder zu Berta. Ich denke, es ist besser, wenn wir die Schatulle zu ihr mitnehmen. Steht auf dem Zettel in der Schatulle noch ein Hinweis?" „Leider nicht mehr!", antwortete William. „Der nächste Hinweis ist in der Uhr im Wohnzimmer von Berta. Wir dürfen keine Zeit verlieren. Los geht´s!", rief Ace. „Ich bin schon satt und fertig. Ich hole das Kästchen!", meinte Robin und machte sich auf den Weg zum Zimmer der vier. Nach fünf Minuten kam er wieder und seine Freunde waren mit dem Essen fertig. Nun informierte er seine Freunde: „Ich hab´ sie in diesen Beutel gepackt. Das sieht unauffällig aus!" „Auf geht´s!", rief Ace.
Die vier Freunde gingen los. Auf der Straße schnaufte William: „Noch die eine Straße und wir sind da!" „Tu nicht so auf unsportlich. Du hast doch eine Ehrenurkunde bei den Bundesjugendspielen erhalten. AH!" Plötzlich sprang eine unbekannte Person aus der Hecke und griff nach dem Beutel. Ace wehrte sich und boxte dem Mann heftig in den Bauch. „So ein Mist!", brüllte der Angreifer und verschwand. „Irgendjemand hat es auf uns abgesehen! Der ist bestimmt hinter der Schatulle her. Los, wir rennen das letzte Stück!", ordnete Uli an. Die vier rannten, was das Zeug hielt.

Am Ziel angekommen, klingelte Ace, und Frau Buchsbaum öffnete: „Ach, Ihr seid es wieder, kommt herein!“ Die Freunde taten dies und setzten sich.
„Berta, wir sind in dem Fall Uhr weitergekommen“, erzählte Robin.
„Unseren Ermittlungen zufolge, soll sich der nächste Hinweis in deiner Standuhr im Wohnzimmer befinden. Dürfen wir mal einen Blick hinein werfen?“
„Gerne, aber passt auf, sonst könntet Ihr Euch wehtun!“, meinte Frau Buchsbaum. „Die Uhr ist nicht mehr viel wert, aber Sicherheit geht vor. Es freut mich, dass Ihr schon soweit gekommen seid. Dann mal los!“ Sie ging ins Wohnzimmer, und die Freunde folgten ihr. Dort zeigte sie ihnen die Standuhr. Augenblicklich ergriff Ace das Wort: „Uli, Du bist der Kleinste von uns allen. Werf doch mal einen Blick in den Uhrenkasten!“ Uli ging zur Standuhr, und nachdem er ihn sich von außen angeguckt hatte, öffnete er eine hölzerne Tür der Standuhr. Er kroch hinein und kam mit einer Metalltafel wieder heraus. Er erzählte: „Die habe ich gefunden. Die lag auf einem Brett. Ich lese mal vor: *Sehr gut! Du bist der Uhr etwas näher gekommen. Gehe zum Gemälde Zimmer der Träume und suche nach einem hellen, leuchtendem Bestandteil. Er wird Dir weiterhelfen*!“ „Was denn für ein hell, leuchtender Bestandteil?“, wunderte sich Uli.
„Vielleicht ist damit ein Kaminfeuer oder eine Kerze gemeint!“, spekulierte Ace. „Ach, wir gehen einfach noch mal zum Gemälde!“, verkündete Frau Buchsbaum. Nach der Ansage gingen alle zum Bild. „Dann suchen wir mal. Hoffentlich finden wir etwas!“, meinte William. Die vier suchten nach dem Bestandteil und Frau Buchsbaum guckte neugierig zu. William fragte sie: „Könnte ich von dem Gemälde ein Foto machen?“
„Tu das!“, erlaubte sie. „Weißt Du, was heute vorgefallen ist?“, fragte Uli.
„Ich habe nicht die geringste Ahnung“, antwortete sie Uli.
„Ich sage es Dir. Wir sind gerade die Obstbaumstraße lang gegangen, da kam eine unbekannte Person aus der Hecke gesprungen. Der Mann wollte nach der Tasche greifen, in welcher wir die Schatulle versteckt hielten. Ace hat ihm in den Bauch geboxt. Danach ist die Person verschwunden“, erzählte Uli. Frau Buchsbaum warnte die Freunde: „Ihr müsst aufpassen! Auf die Uhr haben es viele Leute abgesehen. Unter ihnen sind auch viele Ganoven. Alle suchten erfolglos. Ihnen käme jeder Hinweis recht. Ist ja auch logisch. Wenn es die Uhr wirklich gibt, das weiß keiner so recht, dann würde ihr Wert vielleicht bei 30 Millionen Euro liegen. Bei mir wurde auch schon eingebrochen. Die Einbrecher sitzen jetzt im Gefängnis. Aber noch lange nicht alle.“
„Berta, wir denken, es wäre immer noch besser, wenn wir die Schatulle bei Dir lassen. In unserem Hotelzimmer wurde auch schon eingebrochen. Du hast viele Verstecke in der Villa. Und Du hast Dir eine moderne Alarmanlage montieren lassen. Das sieht man ja von außen!“, erzählte Robin. „Mir ist gerade auch eine Idee eingefallen. Berta, ich flüstere Dir sie mal ins Ohr!“, äußerte sich Ace und flüsterte es Frau Buchsbaum ins Ohr. „Eine sehr gute Idee!“, war ihre Meinung, „Ich bringe Dir rasch die Materialien. Mit Ihnen kannst Du deine Idee in die Tat umsetzen. Ich bin gleich wieder da!“ Nun verschwand sie.
„Wie lautet denn deine Idee?“, erkundigte sich William. Ace erzählte: „Also, wir wollen die Metalltafel und die Schatulle ja hier lassen. Damit die Ganoven nicht auf die Idee kommen, dass das alles hier ist, dachte ich mir, dass wir eine Schatullenattrappe basteln. Es könnte ja außerdem sein, dass jemand auf die

Gedanken kommt, uns zu überfallen. Ich habe Berta vorgeschlagen, dass wir zum Bau der Attrappe folgende Materialien verwenden: Als Erstes eine alte Schminkschatulle, als zweites eine alte Metallplatte etwa von der Größe einer Hand, als drittes ein edles Stück Briefpapier, welches wir an den Seiten anzünden und wieder löschen. Da drauf schreiben wir mit Bertas Hilfe falsche Hinweise in Altdeutsch. Alle Attrappen packen wir in die Schminkdose und nehmen sie in unserer Tasche wieder mit. Im Falle eines Überfalles lassen wir die Tasche fallen und rennen weg. Na, was sagt Ihr?"
„Eine gute Idee", beurteilte Robin. „Ah, da kommt ja Berta. Ich kann ja anfangen!", erzählte Ace. Frau Buchsbaum gab ihm die Materialien, und Ace fing sofort mit Basteln an. Seine Freunde halfen ihm. Nachdem die vier fertig waren, zeigte Ace Frau Buchsbaum sein Kunstwerk. „Das habt Ihr gut hinbekommen. Ich bin auch mit den Sätzen auf Altdeutsch fertig. Hier ist es", meinte sie und gab das Briefpapier Ace. Auf einmal fiel William etwas ein: „Kommt, wir gehen jetzt ins Hotel. Dort können wir mit dem Notebook von Bernd arbeiten. Kommt, wir gehen los!"
„Berta, Du hast es ja gehört. Wir müssen zurück ins Hotel. Wir kommen heute bestimmt noch mal vorbei. Bis später! Tschüss!", wünschte Ace. Frau Buchsbaum erwiderte. Sie brachte die Freunde zur Tür, und diese machten sich auf den Weg zum Hotel. William flüsterte: „Hoffentlich überfällt uns dieses mal keiner. Im Hotel können wir das Foto, welches ich vom Bild geknipst habe, ausdrucken und nach dem hell, leuchtendem Bestandteil vom Gemälde suchen. Allenfalls sollten wir mal herausfinden, wer die Einbrüche verübt hat." Uli schlug vor: „Wir könnten dem Einbrecher ja eine Falle stellen, falls er uns noch mal einen Besuch abstattet." Ace beurteilte das Gesagte: „Bernd müsste uns aber helfen. Als Kommissar muss er ja wissen, was in dem Fall zu tun ist." Robin bemerkte: „Seht mal! Da ist ja schon unser Hotel. Wenn wir in unserem Zimmer sind, kann die Arbeit losgehen!"
Dort angekommen, freute sich Ace:„Endlich ist mal keiner bei uns eingebrochen. Ich fahre sofort das Notebook hoch!"
Als er dies getan hatte, übertrug er das Foto, welches William vom Gemälde gemacht hatte, auf die Festplatte. „Ich gehe mal schnell zu Bernd", informierte Uli seine Freunde. „Ach ich Dummkopf! Bernd ist ja erst um 20Uhr wieder hier. Wir haben ja erst 16Uhr." Auf einmal klopfte es. William öffnete die Tür und konnte die ihm unbekannte Person gerade noch fragen: „Was möchten Sie denn?"
Auf seine Anfrage hin rannte die Person weg. William verfolgte die Person.
„Wer war das denn?", wollte Robin wissen. „Keine Ahnung", entgegnete Ace.
„Das war bestimmt einer der Einbrecher. Der dachte, wir wären nicht da und wollte wieder einbrechen. Aber um auf Nummer sicher zu gehen, klopfte der Einbrecher an der Tür." Nun klopfte es wieder. Ace dachte sich: „Hoffentlich ist das nicht wieder der Einbrecher" und fragte: „Wer ist denn da?"
„Ich bin´s! Uli! Öffne bitte die Tür Ace!", forderte Uli seinen Freund Ace auf. Ace schloss die Tür auf. Uli kam herein und erzählte schnaufend: „Die Person ist wie ein Wiesel gerannt. Es war ein Zimmermädchen. Das habe ich gesehen. Aber die anderen Zimmermädchen sind klein und zierlich. Sie können doch nicht so schnell rennen. An der Sache ist etwas faul!" „Du immer mit deinen Vorurteilen. Die Frau kann doch auch Sport machen", spekulierte William. Ace verkündete stolz: „Ach, dass ist doch jetzt egal. Ich habe mir das Handyfoto, das wir von Bertas Gemälde

geknipst haben, mal angeguckt. Nach meinen Nachforschungen kommen nur drei Gegenstände in Frage. Ich nenne sie Euch: erstens ein Kaminfeuer, zweitens eine Kerze und drittens ein Stern. Mehr hell, leuchtende Bildbestandteile konnte ich nicht finden, obwohl ich mir das Foto etwa fünfmal angeguckt habe. Uns kann sicher nur eines der drei Gebilde weiterhelfen. Da muss uns das Ausschlussverfahren weiterhelfen." „Gute Idee!", lobte ihn Uli. „Aber mir ist ein Punkt unserer Suche schleierhaft. Wir suchen ja nach Hinweisen. Woher wollen wir denn wissen, ob sie sich tatsächlich in Bertas Villa befinden." „Na ist doch logisch. Die Uhr auf dem Gemälde, das Berta gehört, stand doch in ihrer Villa. Und außerdem war doch in der Uhr auch der Hinweis", zählte Robin auf. „Ich habe eine Idee!", gab William bekannt. „Wir können doch in der Bibliothek nachschlagen, ob dieser Heinz von dem grünen Forst hier gelebt hat. Außerdem sollten wir nachgucken, ob ihm die Uhr auch gehört hat. Wenn die Punkte zutreffen, wissen wir, dass die Hinweise und Verstecke der Hinweise echt sind." Ace meinte: „Jetzt aber wieder zum Thema zurück. Wir wollen ja das Ausschlussverfahren benutzen. Also, ich fange mal an. Berta erzählte uns bei unserem letzten Besuch, dass der Kamin und der Schornstein mal renoviert worden sind. Dabei hätten die Bauarbeiter ja den nächsten Hinweis gefunden. Da müssen wir Berta noch mal fragen, ob sie davon gehört hat. Eine Kerze halte ich für unwahrscheinlich, denn wenn dort ein Hinweis versteckt wäre, dann könnte die Kerze schon längst heruntergebrannt sein. Einen Stern gibt es nicht in der Villa, aber es könnte ihn als Schmuck geben. Es ist noch Zeit. Wir können noch in die Bücherei gehen. Uli und Robin, würdet Ihr die Aufgabe übernehmen? William und ich statten Berta noch mal einen Besuch ab."

Uli und Robin stimmten dem Vorschlag zu und machten sich auf den Weg in Richtung Bücherei. Ace und William hingegen gingen in Richtung Frau Buchsbaums Villa.

„Hoffentlich hat die Bücherei noch offen!", meinte Robin zu Uli. „Bestimmt! Sieh mal! Da vorne ist die Bibliothek, und die Türen sind noch geöffnet. Komm wir gehen hinein!", forderte Uli seinen Freund Robin auf. Sie suchten sich einen Platz und wälzten ein paar Bücher mit Informationen über Heinz von dem grünen Forst.

Zur gleichen Zeit waren Ace und William an Frau Buchsbaums Villa angekommen. Ace klingelte. Frau Buchsbaum öffnete und sagte: „Ah, Ihr seid es wieder. Aber lauft Ihr sonst nicht zu viert herum?"

„Uli und Robin sind in der Bücherei. Können wir Dich was fragen?"

„Natürlich, kommt doch herein und setzt Euch!", forderte sie die zwei auf, und William und Ace kamen herein und setzten sich.

„Ich fange einfach mal mit Fragen an. Berta, Du hast doch mal erzählt, Du hättest deinen Kamin und deinen Schornstein renovieren lassen. Fanden die Bauarbeiter beim Renovieren etwas?" „Nein, sie fanden nichts. Wieso wollt Ihr das denn wissen?", erkundigte sie sich. „Ganz einfach!", war die Antwort von Ace. „Das tun wir aus folgendem Grund: Wegen dem Fall Uhr. Der nächste Hinweis war ja, dass uns ein hell, leuchtender Bestandteil aus dem Gemälde *Zimmer der Träume* weiterhelfen würde. Auf dem Foto von diesem Gemälde fanden wir nur drei Bestandteile, auf die das zutrifft. Einmal der Kamin, eine Kerze und ein Stern. Aber ob wir hier in Deiner Villa bisher am richtigen Ort gesucht haben, schlagen Robin und Uli gerade in der Bücherei nach."

„Ach so, jetzt verstehe ich das. Wie schon gesagt, fanden die Bauarbeiter nichts. Aber ich halte eine Kerze als nächsten Hinweis eher für unwahrscheinlich. Der Stern sagt mir eher zu. Aber warum weiß ich nicht“, erzählte sie den zweien.
„Vielleicht als Ornament oder Schmuck?“, spekulierte William.
Zur selben Zeit am anderen Ort suchten Uli und Robin in Büchern nach Hinweisen.
„Hast Du schon was gefunden?“, fragte Robin seinen Freund Uli. „Leider nicht!“, lautete dessen Antwort. „Doch, hier steht Interessantes geschrieben. Ich lese mal vor: *Heinz von dem grünen Forst besaß eine Uhr von hohem Wert, die aber als unauffindbar gilt. Viele Leute wissen aber nicht, dass er noch eine zweite besaß. Diese ist auf dem Gemälde Zimmer der Träume abgebildet. Die echte zweite Uhr hat auf der Innenseite eine Nummerierung. Der Zahlencode lautet wie folgt: 222222H.v.d.g.F. Seine Villa lag früher am Stadtrand. Die jetzige Besitzerin heißt Berta Buchsbaum.*“
„Das sind gute Informationen. Ich rufe Ace an und teile es ihm mit.“
„Ja, Ace hier. Wer ist da?“, fragte sein Freund Ace am anderen Ende der Leitung.
„Ich bin es, Uli. Wir haben neue Informationen herausbekommen. Die Uhr, welche in Bertas Wohnzimmer steht, ist echt, wenn auf der Innenseite folgender Zahlencode steht:222222H.v.d.g.F. Und dieser Heinz von dem grünen Forst hat wirklich in Bertas Villa gelebt. Wir machen uns jetzt auf den Weg zu Euch. Bis später!“, sagte Uli zu seinem Freund Ace. Der legte auf und informierte Frau Buchsbaum und William: „Also, Robin und Uli haben erfolgreich recherchiert. Dieser Heinz von dem grünen Forst hat hier in der Villa gelebt. Natürlich wurde hier sicher viel umgebaut, aber ich denke, viele Teile hier sind sicher noch original. Die Uhr im Wohnzimmer ist echt, wenn auf der Innenseite ein Code steht. Das gucken wir jetzt nach. Kommt!“ Er stand auf, ging ins Wohnzimmer und die anderen zwei folgten ihm. Er öffnete den Uhrenkasten und ging hinein. Nun suchte er nach dem Zahlencode.
Frau Buchsbaum fragte ihn: „Bist Du schon erfolgreich?“ „Leider nicht!“, entgegnete Ace. „Ich brauche mal eine Taschenlampe!“ William sah eine auf dem Tisch und gab ihm sie. Ace bedankte sich und meinte: „Ich finde leider nichts. Wir warten lieber bis Robin und Uli kommen. Die finden doch sonst immer alles.“
Zur selben Zeit waren die beiden schon auf dem Rückweg. Robin hoffte: „Hoffentlich schaut Ace auch auf dem Boden nach. Er vergisst ja manchmal, sein Gehirn einzuschalten. Aber ich denke, in diesem Fall wird er es mal tun!“
Die beiden hasteten die Straßen entlang. Uli bemerkte: „Sieh mal Robin! Da vorne werden schon die Umrisse von Bertas Villa deutlich. Wir sind gleich da!“
„Wo bleiben die beiden nur? Wenn sie schon so langsam sind, warum leihen die sich keine Fahrräder aus?“, fragte Ace. „Sie sind sicher gleich da“, munterte ihn William auf. In der Zwischenzeit waren Robin und Uli fast an der Haustür, von der Villa, die Frau Buchsbaum gehört.
Als sie an dem Eingang ankamen, klingelte Uli. „Hallo, Berta, wir sind es!“, rief Robin. Die Tür öffnete sich. „Ah, Ihr seid es. Wir warten schon so lange. Kommt doch herein. Ihr müsst uns mal helfen“, meinte sie und ließ Robin und Uli herein.
„Na endlich!“, freute sich Ace. „Wir kommen nicht weiter. Robin, könntest Du vielleicht noch mal im Uhrenkasten nach dem Erkennungscode der Originaluhr schauen?“ „Aber natürlich gucke ich noch mal nach. Die Uhr steht doch noch im Wohnzimmer, oder?“, erkundigte sich Robin. „Ach, folge mir einfach. Das geht

schneller. Aber vorher kannst Deine kleine Jacke ausziehen!“, forderte ihn Ace auf. Robin tat, was ihm gesagt wurde. Er legte erst seine kleine Jacke ab, danach folgte er Ace, der ihn zur Standuhr im Wohnzimmer brachte.
„Dann versuch Dein Glück. Hier hast Du eine Taschenlampe. Vielleicht findest Du den Erkennungscode“, spekulierte Ace. Robin öffnete den Uhrenkasten, knipste die Taschenlampe an und ging in den Uhrenkasten. Er leuchtete sofort den Boden ab. In einer Ecke des Bodens wurde er fündig. Der Erkennungscode stand auf einem dünnen, kleinen Metallschild. Er berichtete seinen Freunden und Frau Buchsbaum von dem Fund: „In einer Ecke des Bodens war ein kleines Metallschild befestigt. Da stand der Erkennungscode drauf. Die Uhr ist echt. Wir haben bisher richtig gesucht. Also kann es weitergehen!“ Die anderen jubelten. Frau Buchsbaum brachte die Freunde ein weiteres Mal zum Jubeln: „Ich habe mir noch mal Gedanken über diesen hell leuchtenden Bestandteil des Gemäldes gemacht. Mir ist da etwas Wichtiges eingefallen. Der Stern hilft uns weiter. Ich weiß nicht wo, aber in dieser Villa befindet sich ein Sternornament. Die Größe und Position ist mir entfallen, aber ich bin mir sicher, dass Ihr das Ornament findet. Viel Glück!“ „Sehr gute Arbeit!“, lobte Ace. „Ich mache Euch einen Vorschlag. Es ist ja erst 16.30Uhr. Ihr habt noch Zeit und könntet bis 17.30Uhr hier nach dem Ornament suchen. Derweil überlege ich noch mal, wo es sich befindet. Ist das nicht ein Angebot?“, fragte Frau Buchsbaum die Freunde.
„Natürlich!“, antworteten diese. Alle machten sich sofort an die Arbeit. Ace suchte auf dem Dachboden, William im ersten Stock, Uli im Erdgeschoss und Robin im Keller. Ace dachte sich: „Ich werde das Ornament als Erster finden. Hoffentlich befindet es sich hier oben!“ Williams Suche verlief erfolglos, ebenfalls die von Ace. Er überlegte auch: „Wo würde ich ein Sternornament verstecken. Befindet es sich gar nicht hier in der Villa?“ Uli war derzeit im Erdgeschoss zugange. Er suchte wie verrückt. Seine Überlegungen waren folgende: „Wo ist das Ornament? Das ist wie die Nadel im Heuhaufen suchen. Ob ich den nächsten Hinweis finden werde? Das wäre schön!“ Robin gruselte es zur gleichen Zeit im Keller. Er schauderte: „Warum muss ich bloß hier suchen? Ace hat doch sonst immer so eine große Klappe. Warum sucht er nicht hier?“ Auch Frau Buchsbaum dachte nach. Sie überlegte, wo sich das Sternornament befinden könnte: „Wo ist bloß das Ornament. Vor zehn Jahren wusste ich es noch. Schade, dass ich es vergessen habe!“
Alle fünf, darunter Frau Buchsbaum, legten sich ins Zeug und suchten kräftig. Aber leider konnte niemand einen Erfolg verbuchen. Nach der Suche und den Überlegungen trafen sich alle wieder im Wohnzimmer. Ace fragte nun nach: „Hat jemand von Euch etwas gefunden?“ Jeder schüttelte den Kopf.
„Ich habe noch mal nachgedacht“, erzählte Frau Buchsbaum, „Aber leider ist mir nichts mehr eingefallen.“ „Das ist nicht so schlimm, Berta“, tröstete Ace sie, „Wenn es recht ist, kommen wir morgen wieder her. Du kannst ja noch mal nachdenken. Vielleicht fällt es Dir noch ein, wer weiß? Wir müssen nun wieder ins Hotel. Na, wir wünschen Dir noch eine angenehme Nachtruhe. Bis morgen. Tschüss!“ Die Freunde von Ace wünschten ihr auch noch einen schönen Tag. Auch Frau Buchsbaum verabschiedete sich und brachte die Freunde zur Tür. Sie winkten noch mal schnell und machte sich danach auf den Weg zum Hotel.
Dabei meinte Uli zu seinen Freunde: „Im Hotel müssen wir unbedingt die Kameraaufnahmen auswerten. Robin, hast Du die Kamera auf Aufnahme gestellt,

bevor wir gegangen sind?“ „Natürlich. Ich war ja auch der Letzte, der das Zimmer verlassen hat“, war Robins Antwort. Uli fuhr fort: „Also, die unbekannten Personen, die bei uns im Hotelzimmer eingebrochen sind, wären bestimmt zu allem fähig. Vielleicht haben die unser Zimmer schon verwanzt?“ „Jetzt übertreibst Du aber!“, entgegnete Robin, „Bei uns sind sicher Kleinkriminelle eingebrochen. Die können solches Gerät doch nicht bezahlen. Aber um Dir Ruhe zu geben, können wir ja Bernd fragen, ob er einen Blick in unser Hotelzimmer wirft. Er hat mal erzählt, dass er früher, bevor bei der Polizei angefangen hat, privater Wanzensucher war.“
„Ihr Beide übertreibt aber total! Soweit ich weiß, braucht man für das Suchen und Finden von Wanzen spezielle Geräte. Außerdem dauert die Suche nach ihnen seine Zeit. Ihr Beide glaubt doch nicht ernsthaft, dass Bernd jeden Tag diese speziellen Wanzensuchgeräte mit sich führt? Aber um Euren Behauptungen ein Ende zu setzen, fragen wir einfach mal Bernd. Oder was meint Ihr?“, fragte William seine Freunde. Sie waren einverstanden. „Wir sind ja fast da. Ich gehe Bernd fragen!“, rief Ace. Seine Freunde waren einverstanden.
Im Hotel angekommen, schloss William das Zimmer der vier auf. Alle anderen zwei betraten das Zimmer, und Ace ging zum Zimmer des Kommissars. Er klopfte an die Tür, und es wurde ihm geöffnet. „Was möchtest Du denn, Ace?“ „Du bist heute früher da?“, fragte Ace. „Warum nicht!“, antwortete der Kommissar, „Heute haben wir im Rathaus nach Wanzen gesucht. Da wir früher fertig waren, nun bin ich schon da.“
„Das trifft sich aber gut. Wir haben den Verdacht, dass in unserem Zimmer Wanzen versteckt sind. Kannst Du mal gucken kommen?“ „Wohl zu viel fern gesehen? Hm, na gut, ich kann mit kommen“, meinte der Kommissar gutmütig. Er schloss sein Zimmer ab, und ging mit Ace ins Zimmer der Freunde.
Dort informierte er die vier: „Ohne Ausrüstung kann ich leider nicht nach Wanzen suchen. Aber da ich heute im Rathaus nach Wanzen gesucht habe, befinden sich die Geräte noch im Auto. Ich gehe sie mal holen. Sonst gebt Ihr ja keine Ruhe!“ Er verließ das Zimmer und ging zu seinem Polizeiwagen. Dort kramte er die Ausrüstung zusammen.
Derzeit fragte William seine Freunde: „Sollten wir uns nicht erstmal die Kameraaufnahmen anschauen, bevor wir hier voreilige Schlüsse ziehen?“ „Ach komm, Bernd ist doch jetzt eh zu seinem Polizeiwagen gegangen. Nun ist es zu spät. Wenn er extra wegen uns die Geräte aus dem Auto holt, da können wir ihn doch nicht damit stehen lassen, oder wie würdest Du Dich fühlen, wenn Dir das passieren sollte?“, gab Robin als Argument an. Seine anderen Freunde gaben ihm Recht. In der Zwischenzeit hatte der Kommissar die Geräte aus dem Auto geschafft. Er trug sie in einer Kiste zum Fahrstuhl des Hotels. Dann fuhr er zum Zimmer der vier Freunde hoch und klopfte an die Tür zu ihren Räumlichkeiten. Ace ging an die Tür und öffnete. Der Kommissar schaffte die Kiste herein. „So, das Gerät habe ich jetzt. Das Aufspüren von Wanzen kann seine Zeit dauern. Ich schlage vor, Ihr geht was essen. Wenn ich fertig bin, sage ich Euch Bescheid.“
„Gutes Gelingen!“, wünschte Ace. „Danke! Guten Appetit!“ Die Freunde gingen zum Essen in den Speisesaal des Hotels, und der Kommissar fing mit seiner Arbeit des Wanzenaufspürens an.
Beim Essen quatschten die vier wieder über das Thema Uhr. „Wir müssen das Ornament auf jeden Fall finden!“, sagte Ace, „Das kann sich doch nicht in Luft

auflösen."
„Moment, mir ist gerade etwas eingefallen!" gab Uli bekannt. „Die Villa von Berta liegt ganz nah an diesem kleinen Hügel. Es könnte ja mal einen Erdrutsch gegeben haben. Wenn der die Villa getroffen hat, könnte sie doch beschädigt worden sein. Sollte dadurch das Ornament zerstört worden sein, wenn der Schlamm in die Villa gesickert wäre, könnte die Suche für uns beendet sein."
„Man muss ja nicht gleich denken, dass der schlimmste Fall in Frage kommt. Wir finden das Sternornament schon. Ein Vorhang könnte es vielleicht verdecken. Wir wissen ja nicht mal, wie groß es ist. Berta muss von uns noch mal befragt werden. Sie weiß am meisten von uns über das Thema Uhr. Ein weiterer Tipp von ihr könnte sich als nützlich erweisen", meinte William.
„Aber das Befragen erfolgt morgen. Nicht mehr heute Abend. Wir lassen uns das Essen jetzt schmecken und grübeln Morgen weiter. Guten Appetit!", wünschte Robin seinen Freunden. Sie wünschten es ihm auch. Die vier aßen hungrig und grübelten nicht mehr. Sie hatten gerade aufgegessen, als der Kommissar die Stufen der Treppe herunterlief. Er ging zu den Freunde und schnaufte: „Ich muss Euch etwas Wichtiges erzählen. In Eurem Hotelzimmer habe ich ja nach Wanzen gesucht. Ich fand mit Hilfe der Geräte tatsächlich zwei Wanzen und Minikameras. Ich muss schon sagen. So einen großen Fund hatte ich schon lange nicht mehr. Ihr legt Euch mit einem großen Fisch an. Passt bloß auf! Uli, Du hast behauptet, dass sich in Eurem Hotelzimmer Wanzen befinden. Damit hattest Du Recht. Woher wusstest Du das?"
Uli antwortete: „Ich versetzte mich einfach in die Lage der Ganoven. Ich überlegte, was ich als nächstes tun würde, wenn ich ein Gangsterboss wäre. So habe ich mir das vorgestellt." Seine Freunde staunten nicht schlecht. „Und wie dachten, Du erzählst nur Mist. Nächstes Mal hören wir gleich auf Dich", versicherten ihm seine Freunde. „Wie schon gesagt, Ihr habt es nicht mit einem Kleinkriminellen zu tun, das kann ich Euch versichern! Hört lieber mit der Sucherei auf. Sonst entführt man Euch wohl möglich noch!", sagte der Kommissar voraus.
„Wir sind doch keine Kleinkinder! Bitte, wir schaffen das schon!", bettelten die vier.
„Ausnahmsweise, aber nur weil Ihr es seid. Sollte es für Euch zu gefährlich werden, oder sollte ein Erpresserbrief auftauchen, dann will ich informiert werden Ich suche jetzt mein Bett auf. Gute Nacht!", wünschte der Kommissar den Freunden und verschwand in sein Zimmer. Vorher wünschten auch die vier dem Kommissar eine angenehme Nachtruhe. Als sie abgeräumt hatten, gingen auch sie in ihr Zimmer. Sie wuschen sich, putzten ihre Zähne und legten sich in ihre Betten. Robin stellte die Kamera auf Aufnahme. Danach legte er sich auch in sein Bett und schlief sofort ein. Am Tag darauf standen die vier früh auf, denn sie wollten mit ihrer Suche weitermachen.
Nach dem Anziehen gingen sie in den Speisesaal essen. Ace meinte:
„Heute haben wir fast sechs Stunde Zeit, um das Ornament zu finden. Das schaffen wir schon! Ich schlage vor, dass wir uns vor Ort aufteilen. Mehr dazu später!"
„Wir räumen ab und gehen danach zu Berta. Kommt, den letzten Bissen schaffen wir schon!", munterte William seine Freunde auf. Gesagt getan! Die vier aßen auf, räumten ihr Geschirr ab und machten sich auf den Weg zu Frau Buchsbaum.
Auf dem Weg zu ihr diskutierten sie noch über das Thema Uhr. Weil sie sich so verquatschten, bemerkten sie gar nicht mehr, dass sie schon an Frau Buchsbaums

Villa angekommen waren. Uli klopfte. Es wurde geöffnet, und die Freunde wurden hereingelassen. „Na heute könnt Ihr mit frischem Kopf suchen. Ich habe noch mal nachgedacht, aber mir ist leider nichts mehr eingefallen“, beteuerte Frau Buchsbaum. „Halb so wild!“, tröstete Ace sie. „Um weiter zu kommen, wollten wir Dich mal fragen, ob die Villa mal durch einen Erdrutsch beschädigt worden ist.“
„Nein, wäre so etwas passiert, wüsste ich davon. Ich habe eine Chronik der Villa, bloß weiß ich schon seit langem nicht mehr, wo die sich befindet“, antwortete Frau Buchsbaum.
„Kennst Du die Größe des Sternornaments? Das würde die Suche danach sehr vereinfachen!“, informierte Uli sie. „Die Villa ist mit vielen Ornamenten verziert, die unterschiedlich groß sind. Das Ornament, welches Ihr sucht, kann deshalb groß oder klein sein. In dem Punkt wird es sicher schwierig“, erzählte Frau Buchsbaum.
„Danke für die Hilfe. Kommt, wir suchen weiter! Am besten ist es, wenn wir uns aufteilen! Robin, Du gehst in den Keller! William, Du suchst auf dem Dachboden, Uli Du suchst in der ersten Etage, und ich suche hier im Erdgeschoss!“, befahl Ace.
Alle machten sich an die Arbeit. Als Robin im Keller war, dachte er sich: „Warum muss ich immer in den schlecht beleuchteten Räumen suchen. Hier gibt es ja nicht mal Fenster. Aber sonst haben Kellerräume doch meistens Fenster. Stimmt, alle Wohnräume im Untergeschoss sind tiefer als normal. Komisch, aber egal. Vielleicht war das früher immer so.“
Williams Suche auf dem Dachboden verlief derzeit auch weniger erfolgreich. Er maulte: „Warum muss ich immer Pech haben? Ace sucht immer an dem besten Platz. Der ist total faul.“
Uli gönnte sich zu der gleichen Zeit eine Pause. Er ging zu Frau Buchsbaum. Auf einmal fiel ihr etwas ein: „Ich habe vergessen, Euch zu sagen, dass sich die Ornamente auch auf dem Fußboden befinden. Die können durch Teppiche verdeckt sein. Ich mag Teppiche schon seit meiner Kindheit.“
Im selben Moment brüllte Ace ganz laut: „Ich habe das Ornament gefunden! Ich bin im Wohnzimmer!“ Alle rannten nun ins Wohnzimmer. Als sich alle im Wohnzimmer versammelt hatten und das Sternornament bestaunten, erzählte Ace ganz freudig: „Also ich habe gerade so gesucht und habe mich in diesem Teppich, den Ihr da seht, verfangen. Ich zog den Teppich ein Stück mit und das Ornament kam ein Stück zum Vorschein. Dann zog ich ihn zur Seite und sah das Ornament in voller Größe.“
„Gute Arbeit. Endlich haben wir es gefunden!“, freute sich William.
„Seht mal! In der Mitte von diesem Stern ist so ein Haken!“, bemerkte Uli.
„Vielleicht kann man ihn hochziehen. Das probieren wir aus!“ Die Freunde stellten sich um das Ornament. Ace gab ein Zeichen, und die vier zogen mit vereinter Kraft an dem Haken. Sie zogen so lange, bis es nicht mehr ging. Uli fiel eine entscheidende Sache auf: „Seht mal! Der Stern löst sich von dem Boden. Das ist so `ne Art Falltür. Ihr zieht noch mal kräftig. Ich hebe das Sternstück an und lege es zur Seite. Auf geht´s!“ Gesagt getan! Die vier zogen so lange an dem Haken, bis sich das Sternstück anheben ließ. Uli nahm es in die Arme und legte es zur Seite. Alle guckten an die Stelle, wo sich eben noch das Sternornament befand.
„Da geht doch ein Schacht nach unten. Wenn man da reinschaut, sieht man, dass an einer Seite einige Steine fehlen. Das soll bestimmt zum herunterklettern dienen. Den Schacht klettern wir runter!“, befahl William.

„Wir gehen lieber auf Nummer sicher und seilen eine Leiter nach unten ab. Die Steine können doch rutschig sein. Außerdem brauchen wir noch Taschenlampen. Berta, können wir eine Leiter, ein Seil und zwei, drei Taschenlampen haben?“, fragte Ace Frau Buchsbaum.
„Am besten ist es, wenn Du mitkommst Ace. Folge mir!“, forderte sie Ace auf. Sie ging in einen kleinen Raum und zeigte Ace eine Leiter, ein Seil und zwei Taschenlampen. „Es wäre besser, wenn Du die Leiter nimmst und ich das Seil und die zwei Taschenlampen!“, sagte Frau Buchsbaum zu Ace. Sie lief mit dem Seil und den zwei Funzeln in der Hand ins Wohnzimmer. Ace folgte ihr und trug die Leiter mühsam ins Wohnzimmer. Er stellte sie ab und schlug vor: „So eine Leiter hat mein Vater auch zu Hause. Die lässt sich umklappen und ist ausziehbar. Kommt, wir ziehen die aus und seilen sie ab, bis wir merken, dass es nicht mehr geht. Los geht es!“ Er zog die Leiter bis zur vollständigen Länge aus und seine Freunde banden an ihr das Seil fest. Uli gab ein Zeichen, und die vier seilten die Leiter ab.
„Jetzt geht es nicht mehr. Wir müssen die Leiter festhalten und einer klettert herunter! Wer tut´s?“, fragte Robin seine Freunde. „Ich!“, antwortete Ace.
„Okay, wir leuchten mit der Taschenlampe auf den Boden des Schachts. Dann siehst Du besser. Wenn Du heruntersteigst, halten wir natürlich die Leiter fest. Sofern Du den Weg nach unten schaffst, kannst Du sie richtig hinstellen, damit sie nicht wackelt. Verstanden?“, fragte William nach. „Natürlich, Ihr haltet jetzt fest und ich steige hinab. Auf geht es!“, rief Ace.
Seine Freunde hielten die Leiter fest. Er betrat sie und stieg vorsichtig hinab. Unten am Schachtende angekommen, brüllte er lautstark: „Ich bin unten! Ich halte die Leiter vorsichtshalber fest, und Ihr klettert auch nach unten!“
Robin ließ es sich nicht zweimal sagen und stieg als zweiter nach Ace hinab. Darauf folgten seine Freunde William und Uli. „Ist bei Euch alles in Ordnung?“, fragte Frau Buchsbaum besorgt nach. „Ja, uns geht´s gut“, antworteten die vier.
Nun schalteten William und Ace ihre Taschenlampen an, und Ace lief voraus. „Hier geht ja ein kleiner Gang entlang. Der ist jetzt schon zu Ende. Seht mal! Da ist ein Raum. Leuchte mal an die Wände, William!“, befahl Ace.
William leuchtete an die Wand. Die Freunde konnten nun die Verzierungen und Bilder an der Wand bewundern. Nachdem die vier die Wände ausreichend abgeleuchtet hatten, bemerkte Uli etwas: „Seht mal! Am Ende des Raumes ist so eine steinerne Tür. Und daneben an der Wand befindet sich eine Tastatur. Gucken wir uns die doch mal an!“ Alle vier stellten sich vor die Wand mit den Tasten und schauten sich diese an.
„Die Tasten ergeben doch nacheinander gelesen einen Text. Aber dieser ist in altdeutscher Schrift geschrieben. Ich lese ihn vor: *Lasse Dich nicht entmutigen*! *Bestehe die Aufgaben*! Was soll das denn bedeuten?“, fragte William seine Freunde.
Uli drückte alle Tasten hintereinander. Aber nichts passierte. Sie kamen wieder heraus. Robin notierte sich den Text.
„Es ist leider schon spät! Ich würde vorschlagen, dass wir morgen mit frischem Kopf noch mal herkommen. Vielleicht kann uns Bernd eine Bauleuchte beschaffen. Dann könnten wir hier besser nach Hinweisen suchen. Die Batterien der Taschenlampen sind ja sicher bald alle, denn die Miniglühbirnen leuchten nur noch ganz schwach. Beim Abendessen können wir noch nachdenken. Kommt, wir klettern wieder nach

oben!“, forderte Ace seine Freunde auf. Sie willigten ein .Er ging mit den anderen bis zur Leiter zurück. Während er festhielt, kletterten die anderen drei nach oben. Als sie alle oben waren, hielten sie die Leiter, damit Ace auch fast gefahrlos nach oben steigen konnten. Als auch er angekommen war, zogen die vier die Leiter erstmal aus dem Schacht. Mit vereinter Kraft hievten sie das Bodenplattenstück, das mit dem Stern verziert ist, zurück an seinen Platz. Uli schob den Teppich als letztes darüber. Frau Buchsbaum fragte nach: „Habt Ihr die Uhr schon gefunden?“
„Leider noch nicht, aber wir arbeiten daran“, gab Robin als Antwort. „Wir müssen nun leider los, Berta. Morgen bringen wir eventuell eine Bauleuchte mit. Dann sehen wir besser“, meinte Uli. „Moment noch! Ich besitze zwei, drei Bauleuchten. Die sind zwar etwas älter, aber funktionieren noch perfekt. Ihr braucht keine mitbringen“, meinte Frau Buchsbaum. „Woher hast Du die denn?“, wollte William wissen.
„Mein verstorbener Mann hat mal auf dem Bau gearbeitet. Er war der Chef. Die Bauleuchten ließ er sich vor seinem Ruhestand zukommen. Als Erinnerung so zu sagen. Die dürft Ihr gerne benutzen“, erlaubte sie. Die vier bedankten sich herzlich. „Wir müssen leider los. Es ist nämlich schon spät. Danke für Kaffee und Kuchen! Tschüss!“, verabschiedeten sich die vier. Frau Buchsbaum verabschiedete sich ebenfalls und winkte noch zum Abschied.
Auf dem Nachhauseweg spekulierte William zum Thema geheimer Raum: „Ich bin mir sicher, dass sich diese Tür öffnet, wenn wir eine bestimmte Tastenkombination eingeben. Wir müssen dort sicherlich ein Wort eingeben Der Satz soll doch irritieren. Oder was meint Ihr?“
„Ich würde vorschlagen, wir stellen noch mal Nachforschungen an. In den Büchern der Bibliothek werden doch wohl einige Hinweise oder Andeutungen über diesen geheimen Raum unter Bertas Villa stehen. Mehr können wir doch beim Abendessen im Hotel ausdiskutieren“, schlug Robin vor. Seine Freunde lobten ihn. Auf dem Weg zum Hotel unterhielten sie sich weiter über das Thema geheimer Raum. Sie verquatschten sich schon fast. Als die vier endlich im Hotel ankamen, gingen sie sofort in den Speisesaal. Dort wartete der Kommissar schon auf sie. Die Freunde setzten sich zu ihm. Alle begrüßten sich.
„Na Ihr Hobbydetektive, seid Ihr im Fall Uhr weiter gekommen?“, erkundigte sich der Kommissar. „Habt Ihr den geheimen Raum schon richtig erkundet?“
„Woher weißt Du davon?“, fragte William nach. „Berta hat mich vorhin angerufen. Sie erzählte mir, Ihr wäret schon weg und habt einen Schacht mit einem kleinen Raum gefunden. Respekt! So weit kam ich damals nicht. Ich würde Euch ja gerne helfen, aber mein erster freier Tag ist erst übermorgen. Ich muss heute Abend noch Papierkram erledigen. Deshalb verziehe ich mich auf mein Zimmer. Wenn was ist, müsst Ihr Bescheid sagen. Bis später!“, rief der Kommissar. „Gleichfalls!“, erwiderten die Freunde. Ace schlug vor: „Wir essen auf, gehen auch in unser Zimmer und beschäftigen uns wieder mit dem Thema Uhr. Was haltet Ihr davon?“
Seine Freunde willigten ein. Alle vier aßen auf, räumten ihr Geschirr weg und machten sich auf den Weg zu ihrem Zimmer. Dort angekommen, schloss Ace auf und freute sich: „So wie es aussieht wurden wir dieses Mal nicht von einem Einbrecher heimgesucht.“
Robin schloss die Tür und ergriff das Wort: „Also, ich will morgen mal in die Bücherei gehen und nachschauen, ob ich noch ein paar Hinweise über den geheimen Raum in

Bertas Villa finde. Manchmal gibt es auch Andeutungen. In der Zwischenzeit könnt Ihr ja in dem geheimen Raum die Wände und den Schacht nach weiteren Hinweisen absuchen."
„Wäre es nicht einfacher, wenn wir diese Tür am Ende des geheimen Raumes mit Hilfe eines Presslufthammers aufstemmen lassen?", wollte William wissen.
„Das wäre es schon, aber es wäre erstens viel zu teuer und zweitens wissen wir nicht, was sich hinter der steinernen Tür befindet. Sollten wir die aufstemmen lassen könnte ja der Teil hinter der Tür von Steinteilen getroffen werden. Sollte sich dahinter die Uhr befinden, dann haben wir den Salat", gab Ace zurück.
Auf einmal klopfte es. „Wer kann das wohl sein?", fragte sich Uli und öffnete.
„Oh Bernd, Du bist es. Komm doch herein!", bat ihn Robin und schloss die Tür, nachdem der Kommissar eingetreten war.
„Ich will nicht stören, aber als ich gerade an Eurer Tür vorbeilief bekam ich mit, dass Ihr morgen zur Bücherei wollt. Ich fuhr vorhin zufällig dort vorbei. Auf einem großen Schild stand, dass dort morgen nur bis 11Uhr geöffnet ist. Ich wollte es Euch nur sagen. Ich muss mich jetzt wieder den Akten widmen. Weil ich nach dem Bearbeiten der Unterlagen müde sein werde, wünsche ich jetzt schon mal eine gute Nacht. Bis Morgen!", rief der Kommissar und verschwand. Die vier wünschten ihm ebenfalls eine angenehme Bettruhe.
„Es ist ja schon 21.15Uhr. Da wir morgen eh früh aufstehen wegen weiterem Erforschen von dem geheimen Raum in Bertas Villa, würde ich vorschlagen, dass wir uns die Zähne putzen und unsere Betten aufsuchen", schlug Uli vor. Seine Freunde waren einverstanden und gingen gleich in das Bad, um sich dort die Zähne zu putzen. Danach stellte William die Kamera auf Aufnahmemodus und alle vier legten sich hin. Alle wünschten sich eine gute Nacht und schliefen auch bald ein.
Am nächsten Morgen wurde Robin als erster wach. Er wollte in die Bücherei gehen. Als Robin sich anzog, erschrak Uli, der auch gerade wach war: „Ah, ein Einbrecher!"
„Immer mit der Ruhe! Ich bin es, Robin", beruhigte er seinen Freund. „Wie spät ist es denn?", fragte Ace, der gerade wach geworden war. „Neun Uhr dreißig!", antwortete Robin. „Ich gehe nun los. Wir treffen uns dann bei Berta. Ich nehme den Schlüssel nicht mit, sondern ziehe die Tür zu. Tschüss!" Robin verließ das Hotelzimmer, zog die Tür zu und ging in den Speisesaal. Dort nahm er sich noch etwas zu essen mit. Danach machte er sich auf den Weg zur Bücherei. Auf dem Weg dorthin aß er sein mitgenommenes Essen genüsslich. Er lief durch die Straßen und kam auch bald an. In der Bücherei wünschte er der Bibliothekarin einen schönen Tag und ging zu einem Regal. Er suchte ein Buch und als er es gefunden hatte, wälzte er es durch.
Zur gleichen Zeit standen seine Freunde auf. „Hoffentlich findet er etwas!", hoffte William. „Kommt, wir ziehen uns jetzt an und begeben uns dann in den Speisesaal", schlug Ace vor. „Eine gute Idee!", lobten ihn die anderen. Sie zogen sich sofort an.
Derzeit wälzte Robin immer noch die Bücher in der Bibliothek. Er wurde bald fündig: „Aha, hier steht noch mehr über Heinz von dem grünen Forst und der Uhr. Hm, es ist schon viertel nach elf und die schließen noch nicht. Ach, hier steht es ja: Aus personellen Gründen schließt die Bücherei Grasdorf schon um 12Uhr. Dann habe ich noch eine dreiviertel Stunde Zeit. Die muss ich nutzen, denn es soll weiter gehen."
In der Zwischenzeit wollten seine Freunde gerade zum Speisesaal heruntergehen, doch William bemerkte etwas: „Guckt mal, da hat jemand einen Briefumschlag unter

der Tür durchgeschoben. Ich öffne ihn mal. Ich lese mal vor:
Respekt, Ihr Schnüffelnasen! Vielen Dank für die nette Vorarbeit. Wenn Ihr Eure Ergebnisse zum Thema Uhr nicht bis 12Uhr in den Wäschewagen vor Eurer Tür legt, wird was Schlimmes passieren. Das ist ernst gemeint!"
„Ein Erpresserbrief. Gerade heute hat Bernd nicht frei. Aber was sollte denn schon Schlimmes passieren?", fragte Uli seine Freunde.
„Na ja, Robin ist sicher noch in der Bücherei. Wir sollten ihn besser informieren. Hat er sein Handy dabei?", fragte Ace nach.
„Nein, das liegt hier auf dem Tisch. Schnell, wir müssen zur Bücherei. Robin ist in Gefahr! Der Erpresser kann uns mit seinem Wäschewagen mal!", antwortete William.
Die Freunde verließen nach dem Abschließen ihr Hotelzimmer. Die drei Freunde rannten los und nahmen sich im Speisesaal noch ein paar belegte Brötchen mit und vier Flaschen Wasser.
Derzeit war Robin fündig geworden. Er dachte sich: „Wenn man alles, was hier in diesem Buch steht, kombiniert, kommt man wie ich auf das richtige Wort, das man eingeben muss, um die Tür in dem geheimen Raum unter Bertas Villa zu öffnen. Ob es allerdings hundertprozentig richtig ist, weiß ich nicht. Aber egal."
Plötzlich setzte sich ein Mann neben ihn. Robin meinte erschreckt: „Sie sind doch der Typ, der auf unserem Phantombild zu sehen ist. Bloß weg hier!"
„Du gehst nirgendwo hin! Weil Du jetzt mitkommst!" Der Mann schleifte Robin weg. Dabei hielt er seine Hand auf Robins Mund. Er versuchte, den Unbekannten zu beißen. Aber dies tat dem nicht weh.
Seine Freunde waren derzeit auf dem Weg zur Bücherei. „Hoffentlich ist er schon bei Berta. Aber wir sind ja gleich in der Bücherei!", munterte William auf. Als alle vier vor der Bücherei standen, wunderte sich Uli: „Müsste die Bibliothek nicht schon geschlossen haben? Die Türen sind doch noch offen!" „Hier steht doch warum. Ich lese vor: *Aus personellen Gründen schließt die Bücherei Grasdorf schon um 12Uhr.*
Bernd hat sich vertan!", erklärte Ace Uli.
„Schnell, vielleicht ist Robin noch hier!", rief William. Die drei teilten sich auf und suchten die Bücherei ab. Ihren Freund Robin fanden sie leider nicht. Uli fragte die Bibliothekarin: „Ist vor geraumer Zeit ein Junge von etwa meiner Größe und Statur hier gewesen und wieder gegangen?"
„Gekommen ist er schon, aber ich habe ihn nicht gehen sehen. Er sitzt sicher noch hier und liest ein Buch", gab ihm die Frau als Auskunft.
„Danke für die Information!", bedankte sich William. „Er ist gekommen, aber nicht gegangen. Wenn er gegangen wäre, hätte sie ihn gesehen, weil sie genau fast an der Tür sitzt. Die Frau kann Robin auch nicht übersehen haben, weil er sich doch immer verabschiedet. Das kann nur heißen, dass er entführt worden ist. Hier gibt es doch auch einen Hinterausgang. Wenn Robin dadurch entführt worden wäre, hätte es die Bibliothekarin nicht mitbekommen. Mist!", brüllte Ace.
Auf einmal fiel Uli was Entscheidendes auf: „Seht mal! Über der Rezeption hängt ein Foto. Der Mann darauf sieht genau so aus wie auf unserem Phantombild!"
William wollte noch mehr wissen und fragte die Frau an der Rezeption: „Arbeitet dieser Mann auf dem Foto hier?"
„Natürlich, er macht hier ein Praktikum", antwortete die Frau. William bedankte sich und informierte seine Freunde: „Der Mann ist hier Praktikant. Der hat bestimmt Robin

entführt."
Ace ging zur Frau und fragte: „Wissen Sie wo der Mann wohnt?"
„Du willst sicher diesen Besser-Lesen-Kurs machen. Tut mir leid, ich weiß nicht, wo er wohnt!"
Ace bedankte sich und ging zurück zu seinen Freunden. „Vielleicht war die Frau ja auch so beschäftigt, dass sie Robin beim Rausgehen gar nicht gesehen hat. Er ist vielleicht schon bei Berta. Kommt, wir gehen zu ihr!", schlug Uli vor.
Ace und William waren einverstanden. Sie verabschiedeten sich bei der Bibliothekarin und machten sich auf den Weg zu Frau Buchsbaum. Dabei überlegten sie noch, wo sich ihr Freund aufhalten könnte. Sie liefen durch die Straßen, fanden aber keine Erklärung.
Bei Frau Buchsbaums Villa angekommen, klingelte William und sie öffnete. „Was möchtet Ihr denn und warum seid Ihr heute nur zu dritt hier? Ist einer von Euch etwa krank?", fragte sie besorgt. „Das können wir Dir sagen. Robin ist verschwunden. Er ist heute Morgen zur Bücherei gegangen. Es war abgemacht, dass wir uns bei Dir treffen. Vorhin wurde so ein Erpresserbrief unter unserer Hotelzimmertür durchgeschoben. Es wurde in dem Brief verlangt, dass wir unsere gesamten Ergebnisse zum Thema Uhr bis 12 Uhr in einen Wäschewagen vor unserer Tür packen. Sollte dies aber nicht geschehen, würde etwas Schlimmes passieren. Jetzt ist Robin verschwunden!", erzählte Ace.
„Ich kann Euch auch nicht sagen, wo er sich befindet. Vielleicht hat er Eure Verabredung vergessen und sucht in der Altstadt nach weiteren Hinweisen. Seid Ihr dort schon gewesen?", fragte Frau Buchsbaum nach.
„Nein noch nicht, aber das können wir ja als nächstes tun. Danke für den Tipp!", meinte Ace. „Wir gehen nun los, Berta. Danke für die Hinweise. Wenn es wieder ein Problem gibt, wenden wir uns an Dich. Tschüss!", verabschiedete sich die drei. Frau Buchsbaum ließ sie heraus. Die drei Freunde machten sich sofort auf den Weg zur Altstadt. Sie waren dort bald angekommen, denn bis dorthin brauchte man nur 15 Minuten zu Fuß.
„Wo suchen wir zuerst? Fast alle Läden haben hier doch zu. Warum auch immer", „Lasst doch erstmal was trinken und überlegen, wo wir an seiner Stelle jetzt wären", schlug William vor. „Gute Idee! Seht mal, da ist ein Eiskaffee. Trinken wir doch etwas und überlegen weiter!", forderte Uli seine Freunde auf.
Die drei setzten sich hin und bestellten. William ging auf die Toilette. Dort unterhielten sich zwei Männer. William lauschte dem Gespräch: „Was machen wir jetzt? Das Balg sagt nichts, und seine Freunde lassen sich nicht erpressen. Komm, wir hauen ab! Wir brauchen die Zeit!"
„Das sind bestimmt die Typen, die Robin entführt haben. Die sind hinter der Uhr her!", dachte sich William. Die unbekannten Männer verließen die Toilette. William nutzte einen günstigen Moment, nachdem er sich die Hände gewaschen hatte und rannte im Eiskaffee an den Männern vorbei. Er informierte seine zwei Freunde, die draußen saßen: „Ich habe auf dem Klo zwei Männer belauscht. Die machten solche Andeutungen auf Bälger, Entführung und Erpressung. Das sind die Ganoven! Da bin ich mir ganz sicher! Habt Ihr schon bezahlt?"
„Natürlich!", antwortete Ace. „Gut, ich rufe mal Bernd an. Der soll uns sagen, was jetzt am besten zu tun ist. Vielleicht geht er dran", meinte William. Er tippte die

Nummer des Kommissars ein und drückte die grüne Taste. Als der Besetztton erklang, fluchte er: „Mist, besetzt! Einer muss zum Präsidium laufen und Bernd Bescheid geben. Ace, Du kannst am schnellsten von uns laufen. Hier ist der Plan. Und hier befindet sich das Präsidium. Weißt Du jetzt in etwa, wo Du hinmusst?“
„Ja, ich beeile mich. Wenn Bernd Bescheid weiß, rufe ich an. Bis später!“, rief Ace und rannte los.
„So und wir verfolgen die Typen. Wo sind die jetzt?“, fragte Uli seinen Freund William. Der antwortete ihm: „Da vorne! Siehst Du die? Wir verfolgen die jetzt heimlich. Aber Distanz ist geboten!“ „Okay, es kann losgehen!“, meinte Uli.
Zur selben Zeit war ihr Freund Ace fast beim Polizeipräsidium angekommen. Er verschnaufte am Eingang und trat dann ein. Er fragte die Polizistin am Empfang: „Ist der Kommissar da? Also Bernd Schlaufuchs.“
„Der befindet sich im Zimmer zwei. Da musst Du den Gang hinunter und dann links. Was möchtest Du eigentlich von ihm?“, fragte die Polizistin nach.
„Ich muss ihm etwas sehr Wichtiges mitteilen“, war die Antwort von Ace. Die Polizistin ließ ihn gewähren. Ace ging den Gang entlang und dann links. Als er das Zimmer Nr. 2 gefunden hatte, klopfte er. „Herein!“, rief eine Stimme.
Ace öffnete die Tür und trat ein. Der Kommissar staunte nicht schlecht, als er ihn sah und fragte ihn: „Ace, Du hier? Was gibt es denn Wichtiges?“
„Bernd, ich muss Dir was ganz Wichtiges mitteilen: Robin ist verschwunden. Wir haben auch einen Erpresserbrief erhalten. Wir waren gerade in einem Eiskaffee in der Innenstadt, als William auf der Toilette zwei Männer belauschte. Seinen Angaben nach sollen die so ein paar Andeutungen über Bälger und Erpressung gemacht haben. William und Uli verfolgen gerade die unbekannten Männer“, informierte Ace den Kommissar. Die Meinung von ihm zu dem Thema war folgende: „Sonst geht es noch gut! Ihr wisst gar nicht mal, in welchem Zusammenhang diese Männer die Wörter benutzt haben. Wie sehen die denn eigentlich aus?“
„Einer sieht genauso aus, wie auf dem Bild, das hier auf deinem Schreibtisch liegt. Ich habe die Männer zwar nur kurz gesehen, aber ein Gesicht kann ich mir noch merken“, meinte Ace. „Das ist Kalle Knall, bekannt auch als *Der Zermalmer*. Wisst Ihr überhaupt, wer das ist? Einer, der ein Strafregister hat, das der Länge einer Klopapierrolle entspricht. Der ist unberechenbar!“, warnte der Kommissar Ace.
„Es wäre doch jetzt besser, wenn wir zu William und Uli fahren?“, fragte Ace.
„Na gut! Hier ist es im Moment sowieso ruhig. Wir fahren im Zivilwagen dort hin. Ich will keine Aufmerksamkeit erregen und zweitens wissen wir nicht mal, ob die Unbekannten Robin wirklich entführt haben. An Eurer Stelle würde ich hoffen, dass Robin wirklich in ernsten Schwierigkeiten steckt. Ich trommle noch zusätzlich eine Streife zusammen. Aus Vorsicht!“, meinte der Kommissar.
Zur selben Zeit verfolgten William und Uli die möglichen Entführer von Robin.
„Wo die wohl ihr Versteck haben?“, fragte sich Uli. „Auf die Antwort brauchst Du nicht lange zu warten. Der eine Typ ist leider in das Ärztehaus gegangen, aber der Zweite betritt gerade dieses ältere Mehrfamilienhaus. Da wohnt sicher keiner mehr. Ein ideales Versteck für Verbrecher!“, vermutete William.
„Komm, wir sehen uns die Haustür mal etwas genauer an!“, forderte Uli seinen Freund William auf.
An der Tür angekommen ärgerte sich William: „Mist, die Tür lässt sich nur durch die

Eingabe eines Codes öffnen. Da kommen wir erstmal nicht hinein. Aber vielleicht knacken wir den Code.“ Die beiden Freunde probierten zahlreiche Kombinationen aus, die ihnen einfielen. Aber keine entriegelte die Tür. Es trieb die zwei fast in die Verzweiflung.
Derzeit hatte der Kommissar seine Truppe zusammen bekommen.
Ace fragte nach: „Bernd, kann es losgehen?“ „Natürlich!“, antwortete der Kommissar, „Aber sollte es gefährlich werden, bleibst Du im Wagen. Verstanden?“
„Ja, geht in Ordnung“, brummelte Ace. Der Kommissar, die Zivilpolizisten und er machten sich auf den Weg zum Parkplatz. Der Kommissar schloss alle Zivilwagen auf, und alle stiegen ein. Die Autos wurden gestartet, und der Kommissar fuhr an der Spitze der zwei Wagen. „Ich fahre jetzt in die Altstadt. Ist das richtig, Ace?“, erkundigte sich der Kommissar. „Ja, wir müssen zur Schlemmerbar. Dort waren wir drei als letztes. Es ist besser, wenn William und Uli anrufen. Das war zwar nicht vereinbart, aber ich will die beiden nicht bei der Verfolgung stören“, informierte er den Kommissar. In dem Moment klingelte sein Handy, und er nahm ab: „Hallo, wer ist da?“ „Ich bin es, William. Wir haben die beiden Typen verfolgt. Der eine hat ein Ärztehaus betreten, und der andere ist in ein altes Haus gegangen. Wir befinden uns in der Ollengasse2.“
„Achtung!“, warnte ihn Ace, „Der Mann den ihr verfolgt habt, ist möglicherweise Kalle Knall, *Der Zermalmer*. Der hat ein Vorstrafenregister, so lang wie eine Klopapierrolle. Der kann gewalttätig und gefährlich werden.“ „Kein Problem!“, beruhigte ihn William, „Wir passen auf! Bis später!“ „Tschüss!“, verabschiedete sich auch Ace.
William hatte derzeit einen Einfall: „Du Uli, ich möchte mal einen speziellen Türcode eingeben!“ „Tu Dir keinen Zwang an!“, meinte Uli. William gab eine seiner Meinung nach passende Kombination ein. Er drückte sanft gegen die Tür, und diese ging auf. „Was hast Du eingegeben?“, wollte Uli wissen. „Untersuchungshaft! Ace erzählte mir am Telefon, dass wir einem Gangster begegnen könnten. Der hat angeblich ein Vorstrafenregister so lang wie eine Rolle Toilettenpapier. An seiner Stelle hätte ich auch ein Wort genommen, das mir vertraut ist. Wir müssen sofort in dieses Haus. Robin könnte hier drinnen sein!“, vermutete William. Beide Freunde betraten das etwas ältere Haus. William schloss die Tür und stellte seinen Rucksack auf den Boden. Aus ihm kramte er eine Taschenlampe hervor. Er knipste sie an und schaute sich zusammen mit seinem Freund Uli um. „Sieh mal! Da drüben ist so ein Hinterausgang. Der Gauner, den wir verfolgen, muss sich gar nicht hier in dem Haus befinden. Vielleicht hat der bemerkt, dass wir ihn verfolgen und wollte uns hinters Licht führen. Trotzdem müssen wir aufpassen!“, warnte William seinen Freund Uli.
Die Autos, in denen sich der Kommissar, die Polizisten und Ace befanden, steckten derzeit in einem Stau fest. „Warum müssen gerade wir, wenn es um eine wichtige Angelegenheit geht, im Stau stecken?“, maulte Ace. Der Kommissar antwortete: „Hier besitzt fast jeder Einwohner ein Auto. Außerdem sind die Straßen fast alle einspurig. Wenn alle von der Arbeit kommen, kann hier schon mal ein Stau entstehen. Ich würde ja das Blaulicht gerne auf das Dach packen, aber soweit ich nicht zu 100% weiß, ob Robin wirklich in Gefahr steckt, tue ich das ganz bestimmt nicht. William kann doch zur Not Kampfsport. Oder etwa nicht?“
„Doch schon!“, maulte Ace. „Für den Notfall ist doch schon halbwegs gesorgt!“, freute sich der Kommissar. Aber das Gerede war nur ein kurzer Zeitvertreib.

Zur selben Zeit waren William und Uli gerade dabei, das ältere Haus, in dem sie sich befanden, zu erkunden. William schlug seinem Freund folgendes vor: „Komm wir arbeiten uns vom Obergeschoss bis zum Keller durch. Da dieses Haus hier komischerweise ein Flachdach hat, müssen wir keinen Dachboden erkunden. Ab ins oberste Stockwerk!“ Die beiden stiegen alle Treppenstufen hinauf, bis ganz nach oben. Dort angekommen wunderte sich Uli: „Die Türen fehlen ja. Ein Zeichen dafür, dass hier sicher keiner mehr wohnt. Wir suchen erstmal diese Wohnung ab!“ Die beiden betraten diese und suchten von der Küche bis zum Bad alles ab.
Nach dem erfolglosen Absuchen der Wohnung fasste Uli einen Entschluss:
„Wie wir ja schon gesehen haben, gibt es pro Stockwerk nur eine Wohnung. Eine haben wir schon abgesucht, wenn auch ohne Erfolg. Es sind also noch vier übrig. Jeder von uns beiden sucht jetzt zwei Wohnungen ab. Den Keller nehmen wir uns gemeinsam vor. Hast Du zufälligerweise noch eine zweite Taschenlampe in deinem Rucksack?“ „Aber sicher!“, war Williams Antwort. Er zückte seinen Rucksack und kramte eine zweite Taschenlampe hervor. Diese gab er Uli.
William ging in die zweite Etage und suchte die Wohnung ab. Auch in der ersten Etage nahm er die Räume ganz genau unter die Lupe. Er suchte allerdings ohne Erfolg.
Uli beschäftigte sich derzeit mit den Wohnungen in den Etagen drei und vier. Keinen Quadratmeter ließ er aus. Er fand aber ebenfalls wie sein Freund William nur Staub. Die zwei trafen sich im Erdgeschoss zur Lagebesprechung. William stellte eine Vermutung auf: „In allen Räumen der Wohnungen steht ja kein Mobiliar. Daraus schlussfolgere ich, dass das Haus hier seit etlicher Zeit schon leer steht. Uns fehlt nur noch der Keller. Dort unten ist äußerste Vorsicht geboten. Wir wissen nicht, was dort alles auf uns lauern könnte!“ „Am besten ist, wenn wir uns anschleichen!“, schlug Uli vor. William nickte. Die beiden gingen auf leisen Sohlen in Richtung Keller. Sie hatten Glück. Auch im Keller fehlten die Türen. Uli ging voran. Er sprang in den nächsten Raum. „Schade, der Keller hat nur diesen einen Abstellraum. Hier ist aber ganz schön viel Wasser drin. Meine Schuhe halten das nicht länger aus. Zeit zum Verschwinden!“, befahl Uli. „Das ist kein Regenwasser, Uli. Ich habe die Flüssigkeit mal angeleuchtet. Das ist menschliches Blut. Hier befindet sich irgendwo eine Leiche. Bloß raus hier!“, schrie William. Die beiden rannten schreiend die Treppen herauf und ins Freie. Sie atmeten tief durch.
Derzeit maulte Ace im zivilen Polizeiwagen: „William und Uli erleben jetzt bestimmt etwas Abenteuerliches! Die haben immer Glück!“
„Jetzt reicht es aber! Deine beiden Freunde könnten in Gefahr schweben. Robin bestimmt ebenfalls. Was ich nicht erzählt habe, ist folgendes: Ich habe derzeit viel zu tun, denn in dieser Stadt treibt ein Mörder sein Unwesen. Wir haben schon mehrere Leichen in den Kellern von verlassenden Häusern gefunden. Ihr solltet lieber auf der Straße suchen! Da, hier wir sind am Ziel. Die Schlemmerbar. Ach, ich Dödel. Wir müssen ja in die Ollengasse2. Diesen Ort meide ich. Da treiben Nachts finstere Gestalten ihr Unwesen. “
William wurde es zur selben Zeit zu bunt. Er wählte die Nummer von seinem Freund Ace. Dieser meldete sich: „Hallo, wer ist da?“ „Ich bin es, William. Schlechte Nachrichten, Robin befindet sich nicht in dem von uns durchsuchten Haus. Der Mann, der es betreten hat, benutzte bestimmt den Hinterausgang. Außerdem fanden

wir in dem Keller eine große Blutpfütze“, informierte William seinen Freund Ace. Der gab die Informationen an den Kommissar weiter: „William und Uli haben so ein leer stehendes Haus in der Ollengasse auf den Kopf gestellt. Von Robin fehlt allerdings jede Spur. Markant ist aber, dass sie in dem Keller des Hauses eine größere Blutpfütze gefunden haben.“ Der Kommissar wurde ganz blass.
„Wir sind ja jetzt da. Ollengasse2!“, verkündete er und stellte den Motor ab. Alle stiegen aus. Der Kommissar fragte William und Uli, die ihm entgegen kamen: „Seid Ihr in Ordnung?“ Die beiden nickten. „Gut, die Polizisten sichern jetzt das Haus ab. Bis die Spurensicherung da ist, dauert es sicher noch ein Weilchen. Das Haus gehört der Stadt. Das weiß ich zufällig. Ihr müsst alle wirklich sehr aufpassen. In dieser Gasse hat es schon drei Morde gegeben. Grasdorf liegt ja sehr nah an der kleinen Gemeinde Kuhdorf. In jeder kleinen Stadt gibt es solche Jugendbanden. Die bekriegen sich nachts. Aber Ihr müsst mir versprechen, dass Ihr nicht mehr in Häuser einbrecht, ob leer stehend oder bewohnt und schon gar nicht in der Ollengasse! Nun wieder zu dem Fall Robin. Irgendwas müssen wir übersehen haben. Robin wird sicher da festgehalten, wo wir es am wenigsten vermuten. Am helllichten Tag kann er nicht in irgendein Haus gezogen worden sein. Tagsüber befindet sich fast immer jemand auf der Straße. Denkt mal nach!“, befahl der Kommissar. Alle überlegten.
Plötzlich fiel es Ace wie Schuppen von den Haaren: „Ich denke, ich weiß, wo Robin festgehalten wird. Wenn man alle Möglichkeiten in Betracht zieht, kommt für mich nur eine in Frage: Von der Bibliothekarin haben wir erfahren, dass dieser Mann auf einem Foto dort, der dem Phantombild gleicht, in der Bücherei ein Praktikum macht. Sollte er der Entführer sein, würde er Robin bestimmt im Keller festhalten, sofern es einen gibt.“ „Gut kombiniert! Ich denke zwar nicht so, aber damit Ihr Ruhe gebt, schlage ich vor, dass ich Euch noch mal zur Bücherei fahre. Meine Kollegen sind ja hier vor Ort. Na wie schaut es aus?“, fragte der Kommissar die Freunde.
„Gute Idee, es kann sofort losgehen!“, willigten die vier ein. Sie gingen zum Wagen des Kommissars. Alle stiegen ein, der Kommissar drehte den Zündschlüssel und fuhr los. „Wie sollen wir weiter vorgehen?“, erkundigte sich William. „Ich habe mir gedacht, dass wir halt in diesen Keller gehen, falls es dort einen gibt. Wir schleichen uns dann durch die Gänge und halten nach Robin Ausschau“, erzählte Ace. Seine Freunde waren begeistert und willigten ein. Am Ziel angekommen schaltete der Kommissar den Motor aus, und alle verließen das Auto. „Die haben noch offen. Wie ist das denn möglich?“, staunte Uli. „Ganz einfach, hier steht ja: *Aus personellen Gründen schließen wir heute schon um 12Uhr.* Und darunter steht in kleiner Schrift: *Aber von 15-18Uhr ist noch geöffnet.* Versteht Ihr, die haben zum Mittag hin wenig Personal, verfügen aber nachmittags wieder über mehr Arbeitskräfte“, erklärte William. Die vier und der Kommissar traten ein.
„Ich komme von der Polizei und möchte mir mal gerne den Keller ansehen. Hier ist mein Dienstausweis“, meinte der Kommissar und zeigte der Bibliothekarin seine Dokumente. Sie zeigte ihm den Kellereingang und war verwundert, dass die Tür nicht abgeschlossen war. Die Freunde betraten einen Gang, der nicht zu enden schien. „Das Einzige, was den Gang hier ausleuchtet, sind diese Halogenfunzeln“, stellte Uli fest. „Recht hast Du! Also, wenn wir Robin finden sollten, binden wir ihn los und hauen ab. Sollten sich neben ihm aber noch die Ganoven befinden, verstecken

William und ich uns in diesen Nischen. Uli lockt die Gauner dann an. Wir stellen denen danach unsere Beine, wenn die an uns vorbeirennen sollten. Dann rennen wir zu Bernd und informieren ihn“, erklärte Ace. Seine Freunde willigten ein.
William und Ace suchten zwei Nischen und versteckten sich in diesen. Uli lief den Gang lang. Am Ende sah er ein Licht. Er lugte durch einen Schlitz in der Tür, die am Ende des Gangs lag. Er konnte folgende Stimmen hören: „Du sagst uns jetzt sofort, wo die Uhr ist! Andernfalls werden wir auch Deine Freunde entführen. Wo ist die Uhr!“ Uli atmete tief durch und dachte sich: „Mann, ist das hier finster! Aber ich muss die Gauner anlocken. Das schaffe ich schon. Okay, los geht´s!“ Er riss die Tür zu dem Kellerraum weit auf, worin sich die Ganoven befanden und brüllte diese an: „Ey, Ihr Noob´s! Fangt mich, wenn Ihr könnt!“ „Wohl ein bisschen vorlaut. Wenn wir Dich auch noch fangen, können wir richtig viel Lösegeld abgreifen!“, freute sich einer der Gauner. Die beiden Ex-Sträflinge fackelten nicht lange und verfolgten ihn.
Ace und William sahen ihren Freund Uli schon in ihre Richtung den Kellergang hinauf rennen und bereiteten sich schon mal vor. Im richtigen Moment rannte Uli an den beiden vorbei, und die Gauner fielen über die gestreckten Beine von Ace und William. Das Dreiergespann rannte bis zur Treppe und diese hinauf. Der Kommissar guckte sich gerade ein Buch an, als er die drei die Treppe hochrennen sah.
Er fragte William: „Was ist denn passiert? Lauert da unten ein Monster?“ „Keine Zeit für große Erklärungen. Wir haben da unten im Kellerraum zwei Typen ausfindig gemacht. Robin ist auch da unten an einem Stuhl gefesselt. Wahrscheinlich sind das die Entführer“, vermutete William schnaufend. Der Kommissar überlegte kurz, zog dann aber sofort seine Dienstwaffe und richtete diese auf die Kellertreppe aus.
Als die beiden Gauner hochrannten, rief der Kommissar: „Hände hoch! Sofort an die Wand stellen!“ Die Ganoven stellten sich verärgert an eine Wand. Der Kommissar legte ihnen mit einem breiten Grinsen je ein Paar Handschellen an. Er führte die beiden ab und brachte sie zu seinem Zivilstreifenwagen. Als er die zwei verstaut hatte, forderte er über Funk eine weitere Streife an. „Wir holen Robin jetzt aus dem Kellerraum!“, teilte Ace dem Kommissar mit. Dieser gab ihm folgende Antwort: „Tut das mal. Ich muss warten, bis eine weitere Streife eintrifft. Weil wir nur begrenzt Polizisten zur Verfügung haben, kommt eine aus der nahe liegenden Großstadt. Dauert noch `ne halbe Stunde. Befreit Robin ruhig. Er wartet sicher schon!“
William, Ace und Uli gingen wieder in die Richtung Kellertreppe. Diese stiegen sie hinab. Sie liefen den längeren Gang entlang, bis zur Tür. Ace drückte die Tür vorsichtig auf und strahlte vor Freude: „Robin, na endlich haben wir dich gefunden! Was haben die Gauner Dir angetan?“ Uli band seinen Freund derweil los und dieser antwortete auf Ace´ Frage: „Lasst uns erstmal das Tageslicht aufsuchen! Dann kann ich ja erzählen!“ Alle vier vereint liefen den Gang im Keller bis zur Treppe entlang. Diese liefen sie hoch. Am Wagen des Kommissars angekommen konnte dieser seinen Augen nicht trauen. Er meinte freudig: „Robin, endlich bist Du wieder da! Geht es Dir denn gut?“ „Aber sicher!“, konnte Robin gerade noch antworten, als gerade ein Streifenwagen der Polizei mit heulenden Sirenen auf den Parkplatz der Bücherei fuhr. Die Polizisten stiegen aus und gingen zum Kommissar. Dieser übergab seinen Kollegen die zwei Gauner. Die beiden Ganoven wurden verfrachtet. Bis auf einen Kollegen stiegen die Polizisten wieder ein und fuhren nach dem Starten des Motors und dem Schließen der Türen los.

Robin fragte den Kommissar: „Können wir zu Berta fahren? Dort kann ich alles erzählen.“ „Natürlich! Auf geht´s!“, befahl er. Alle gingen zum Wagen, stiegen ein, schnallten sich an, und der Kommissar startete den Motor und fuhr los. Das Ziel war Frau Buchsbaums Villa. Dorthin war zum Glück kein Stau. Seine Freunde gaben Robin etwas zu essen, da er seit dem Aufbruch am frühen Morgen nichts mehr gegessen hatte.
Am Ziel angekommen wurde der Motor abgeschaltet, und die Freunde stiegen mitsamt dem Kommissar und einem seiner Kollegen aus. Ace drückte den Klingelknopf, und Frau Buchsbaum öffnete die Tür. Sie meinte: „Ach jetzt seid Ihr wieder komplett! Und Du Bernd, schön das Du da bist. Und Besuch von einem Polizisten hatte ich schon länger nicht. Nur von einem Kommissar. Kommt doch alle herein!“ Alle sechs traten ein und wünschten ihr einen schönen Tag.
Sie setzten sich auf eine Couch und drei Sessel. Bei Kaffee und Kuchen erzählte Robin von seiner Entführung: „Also, als ich in der Bücherei ankam, fiel mir etwas auf. Die hatten länger auf, als Du behauptet hast Bernd. Ich habe die Bücher gewälzt und bin auf einen wichtigen Hinweis gestoßen. Ich wollte mich auf den Weg zu Deiner Villa machen, weil das ja verabredet war. Plötzlich setzte sich so ein Mann neben mich. Der glich dem Phantombild. Ich wollte wegrennen, aber der Gauner hat mich von hinten gepackt und in den Keller gezerrt. Dabei hielt der seine Hand auf meinen Mund. In dem Kellerraum wartete schon sein Komplize. Dieser hat mich auf einem Stuhl gefesselt. Die zwei wollten alle Ergebnisse zum Thema Uhr haben. Erzählt habe ich aber nichts. Dann seid Ihr irgendwann aufgetaucht und habt mich gerettet. Danke! Aber jetzt kenn ich wahrscheinlich die Tastenkombination, die man in dem geheimen Raum eingeben muss, damit diese Tür geöffnet werden kann. Können wir noch mal in den geheimen Raum, Berta?“
„Sicher! Ich schlage Euch folgendes vor: Ich gehe die Bauleuchten holen und Ihr zieht schon mal die Sternbodenplatte hoch und schiebt die Leiter in den Schacht. Sie liegt noch von gestern auf dem Fußboden. Ace kann sie ja vorher aufbauen“, schlug Frau Buchsbaum vor. „Eine gute Idee!“, lobte der Kommissar sie.
Sie ging eine Treppe hinauf, und Uli folgte ihr. Sie öffnete die Tür zu einer Abstellkammer. Sie kramte drei Bauleuchten hervor und stellte diese auf den Boden. Uli nahm zwei in die Hände, und Frau Buchsbaum griff sich eine kleinere. Sie gingen wieder in Richtung Wohnzimmer. Dort baute Ace derweil die Leiter auf. Der Kommissar, sein Kollege und die drei restlichen Freunde zogen zur gleichen Zeit die Sternornamentplatte aus dem Fußboden. Zusammen schoben sie die Leiter vorsichtig in den Schacht. „Ich klettere herunter , und Ihr haltet die Leiter fest. Wenn ich unten bin, halte ich fest, und Ihr steigt auch die Leiter hinab. Berta wird eine Kabelrolle mit Platz für drei Stecker nach unten reichen und die Bauleuchten. Der Letzte nimmt sie entgegen und gibt sie nach unten zu uns weiter. Alles klar?“, fragte der Kommissar. Alle nickten. Im selben Augenblick kamen Frau Buchsbaum und Uli die Treppe herunter. Sie stellten die Bauleuchten ab. Während die Freunde und der Polizist festhielten, stieg der Kommissar die Leiter hinab. Als er unten ankam, hielt er die Leiter fest. Zuerst stieg Ace hinab, gefolgt von William und Robin. Frau Buchsbaum hatte derzeit die Kabelrolle in eine Steckdose gesteckt. Da Uli als letzter nach unten kletterte, nahm er die Kabelrolle entgegen. Er reichte sie nach unten weiter. Frau Buchsbaum gab ihm der Reihe nach die drei Bauleuchten, welche er

ebenfalls nach unten weiterreichte. Der Kollege stieg aus Sicherheitsgründen nicht mit hinab. William steckte unten eine der Bauleuchte in einen Steckplatz der Kabelrolle. Und verschaffte sich und den anderen bei ihm so Licht. Er ging voran. Als alle vier und der Kommissar in dem geheimen Raum waren, steckte Uli die zwei weiteren Bauleuchten in die restlichen zwei freien Steckplätze der Kabelrolle. Robin platzierte die Funzeln auf bestimmten Plätzen, damit der ganze unterirdische Raum ausgeleuchtet wurde. Er erzählte nun wieder: „Wie schon gesagt, fand ich in der Bücherei etwas Wichtiges heraus: Heinz von dem grünen Forst war leidenschaftlicher Sammler von Liebesgedichten. Der Text auf den Tasten an der Tür beinhaltet das Wort LIEBE. Passt mal auf, was passiert, wenn ich fünf bestimmte Tasten nacheinander drücke. Zuerst das L von *Lasse*, danach das I von *Dich*, gefolgt von dem E, das das Wort *Entmutigen* beinhaltet und zu guter Letzt das B und E von *bestehe*. Seht Ihr was passiert? Die Tasten verschwinden in der Wand. Uli, richte mal eine Bauleuchte auf die Tür!“
Uli tat dies, griff sich eine Bauleuchte und richtete diese auf die steinerne Tür. Robin drückte vorsichtig gegen die Tür, die sich nun zur Seite aufschieben ließ. Robin griff sich die Bauleuchte und ging durch den Türrahmen. Er schrie vor Freude: „Kommt her! Hinter dieser Tür befindet sich ein gerade mal vier Quadratmeter großer Raum. Aber in ihm befindet sich die Uhr von Heinz von dem grünen Forst. Kommt schnell her!“
Die Freunde und der Kommissar betraten den Raum. Ihre Augen glänzten im Licht der Leuchte. Der Kommissar lobte die vier: „Ihr habt sehr große und gute Arbeit geleistet! Vor Euch hat diese Uhr noch niemand gefunden. Dass sie noch so gut erhalten ist! Sie ist bestimmt 50 Millionen Euro wert. Kommt, wir tragen sie hoch und zeigen sie Berta!“
Der Kommissar fasste die Uhr vorsichtig an, und die Freunde waren ihm behilflich. Zusammen schafften sie die Uhr bis in den Schacht. Der Kommissar meinte: „Zwei von Euch klettern nach oben, einer bleibt auf der Leiter, und der letzte bleibt bei mir. Ich stemme die Uhr mit einem von Euch hoch. Derjenige auf der Leiter achtet darauf, dass die Uhr nirgendwo anstößt, und die zwei oben ziehen die Uhr zu sich hoch. Auch bei einer kleineren Standuhr müsst Ihr vorsichtig sein!“
Ace und William stiegen die Leiter hinauf, Uli ging halb auf die Leiter, und Robin half dem Kommissar. Gemeinsam stemmten sie die kleine Standuhr den Schacht hinauf. Uli passte auf, dass die Uhr nicht beschädigt wurde, und William und Ace zogen die Uhr aus dem Schacht und stellten sie mit vereinten Kräften auf den Fußboden.
Frau Buchsbaum erkundigte sich: „Ist das hier jetzt die echte Uhr?“
„Ja, das ist sie“, antwortete Robin. Robin, Uli und der Kommissar kletterten die Leiter hinauf. Frau Buchsbaum empfing sie: „Das ist aber eine sehr schöne Uhr. Ihr seid diejenigen, die sie gefunden haben. Ich muss Euch noch etwas gestehen. Bernd hat mich vor Eurem Kommen über Eure Leidenschaft Detektiv zu sein informiert. Früher habe ich auch nach der Uhr gesucht. Leider habe ich das Ornament damals gefunden, wusste aber nicht weiter. Ich wusste vor Eurer Ankunft aber noch, wo sich die Hinweise befanden. Ich habe alle neu geschrieben, die Metalltafeln noch mal neu gießen lassen, und ich habe die gleiche Inschrift des Originales dort eingravieren lassen. Nur in heutigem Deutsch. Als Ihr kamt, gab ich Euch die Schatulle mit den abgeschriebenen Hinweisen, damit Ihr auch Euer Glück, mit ein wenig Hilfe von mir,

versuchen konntet. Eines weiß aber bisher keiner außer mir. Dieser Verwandter, Heinz von dem grünen Forst, von dem ich erzählt habe, den gibt es gar nicht. Ist nur eine Erfindung von mir. Ich bin eine richtige Nachfahrin mit dem Nachnamen *von dem grünen Forst*. Mit Hilfe der Polizei ließ ich meinen Nachnamen abändern. Sonst würden ja die Touristen täglich bei mir klingeln. Das ist meine Geschichte."
Die Freunde waren baff! Auch der Kommissar war ganz erstaunt.
„Was machen wir jetzt mit der Uhr?", fragte William die anderen. „Hier gibt es doch ein Heimatmuseum. Dem können wir die Uhr doch als Leihgabe geben?", meinte Uli.
„Gute Idee!", lobte ihn Frau Buchsbaum, oder besser gesagt, Berta von dem grünen Forst.
Es klingelte. „Wer kann das sein?", fragte der Kommissar. Frau Buchsbaum ging an die Tür und machte auf. Die Polizei stand vor der Tür und Heerscharen von Reportern. Die Polizisten traten ein, aber Frau Buchsbaum schloss danach schnell die Tür. Der Kommissar stand auf und begrüßte seine Kollegen. Einer der Polizisten erzählte: „ Die Gauner, die Ihr geschnappt habt, waren geständig. Bevor Ihr vier hier im Ort eintraft, haben sie das Haus von Frau Buchsbaum ausspioniert. Als Ihr dann bei ihr zu Besuch ward, haben sie gesehen, dass Frau Buchsbaum Euch die Schatulle überreicht hat. Von da an sind sie ein paar Mal bei Euch eingebrochen, um sich die Schatulle zu schnappen. Einer hatte sich als falsches Zimmermädchen verkleidet und wollte so Eure nächsten Schritte mithören. Einmal haben sie Euch auf der Straße angegriffen. Dann haben sie herausbekommen, dass ein Freund von Euch die Bücherei besuchen wollte. Einer der Verbrecher machte dort ein Praktikum. So war es ein Kinderspiel für die Verbrecher, Euren Freund zu entführen. Im Keller der Bibliothek würde sowieso keiner nach ihm suchen. Den Rest hat Euch Euer Freund erzählt. Ach, und die Wanzen in Eurem Hotelzimmer sind von uns gewesen. Vor Euch hatte sich dort eine verdächtige Person aufgehalten, die wir schon seit Monaten verfolgten. Ihr habt Euch eine Belohnung verdient! Die wird Euch morgen der Bürgermeister bei einer öffentlichen Veranstaltung überreichen. Ihr habt wirklich großartige Arbeit geleistet! Danke!"
„Ich habe auch eine sehr gute Nachricht für Euch vier. Ich habe mit Euren Eltern telefoniert und sie reisen für den Rest der Zeit hier an", erzählte der Kommissar.
Frau Buchsbaum meinte: „Geht jetzt lieber wieder ins Hotel. Ihr solltet Euch nun erholen." „Gut, wir gehen los", entschied Ace. Die vier Freunde und der Kommissar zogen ihre Jacken an und verabschiedeten sich herzlich von Frau Buchsbaum. Sie geleitete alle fünf zur Tür und verabschiedete sich noch einmal.
Der Kommissar schloss im Blitzlichtgewitter den Wagen auf, und alle stiegen ein. Er schaltete den Motor an und fuhr los. Die Fahrt verlief ganz ruhig. Die Freunde waren vor Freude fast ganz gelähmt. Im Hotel angekommen, gingen die vier sofort in ihr Zimmer und wünschten dem Kommissar eine gute Nacht. Sie putzten sich nun die Zähne, wie jeden Abend. Als sie fertig waren, legten sie sich hin uns wünschten sich eine gute Nacht voller Träume. Sie schliefen vor lauter Müdigkeit gleich ein. Den Schlaf hatten sie sich redlich verdient, denn sie hatten ein gefährliches Abenteuer bestanden, das nun zu Ende war.

Die vier Freunde und die Suche nach der Uhr

Susanna Bösl

Der Liebesbrief

Man fragt sich seit dem ersten Tag,
wann er denn wohl kommen mag.
Man fragt sich wo er denn nun ist,
wissen will man was er spricht.

Man freut sich mit dem ersten Wort,
welches geschrieben an einem geheimen Ort.
Man freut sich ganz, mit allen Sinnen,
sehen tut man es auch von innen.

Man fühlt sich gut oder schlecht,
ganz gleich was er auch bringt.
Man fühlt sich wie im Traum,
ganz weit weg und doch so echt
wenn er das Hochgefühl erzwingt.
Man fühlt, als wäre man zwischen Rosa-Watteschaum,
der langsam im grauen Nebelschleier fast ertrinkt.

Nadine Mährländer

Wir sind ich

Erschöpft und deprimiert, wie so oft, kam sie nach der Schule nach Hause. Jenny, ein Mädchen von 14 Jahren, besucht eine Realschule in Berlin. Es war nicht leicht für sie dort, da sie keine Freunde hatte, weder in noch außerhalb der Schule. Ihre Eltern hatten ebenfalls sehr wenig Zeit für sie, da sie jeden Tag lange arbeiten gingen. Nun saß sie alleine zuhause und machte ihr Hausaufgaben. Jenny grübelte und kaute dabei auf ihrem Stift, sowie sie es immer tat, wenn sie über etwas nachdachte. Als das Herumkauen und Nachdenken jedoch nichts brachte, legte sie den Stift hin. Jenny stütze ihren Kopf auf ihre Hand und dachte nach. Sie dachte über ihre vielen Probleme nach als sie etwas Nasses an ihrer Wange bemerkte. Es war eine einsame Träne, entstanden aus ihren traurigen Gedanken. Jenny wischte sie gedankenverloren von ihrer Wange. Mit einem Mal bemerkte sie aus ihrem Augenwinkel, dass sich im Standspiegel etwas bewegte.

Blitzartig drehte sie ihren Kopf nach links und blickte in den Spiegel. In den Spiegel sah sie sich und eigentlich doch nicht. Es war sie, jedoch machte ihr Spiegelbild Hausaufgaben und hatte sich gerade gesetzt. Jenny musterte die Person. „Sie sieht wirklich so aus wie ich, aber das bin ich doch nicht. Ich steh doch und dieses Mädchen in den Spiegel sitzt an ihrem, das heißt, meinem Schreibtisch", wunderte sie sich.
Jenny rief laut:"Hey"
Das Mädchen im Spiegel drehte sich erschrocken um. Jenny sah in das Gesicht des Mädchens. Mit großen Augen und weit geöffneten Mund stand sie der Person im Spiegel gegenüber. Diese reagierte ähnlich. „Was, wie, woher," stammelte Jenny einfach drauflos. „Wieso machst du nicht dasselbe wie ich? Du bist doch mein Spiegelbild", fragte Jenny. „Der Spiegel? Ich stehe doch davor", antwortete das Mädchen verwundert. Jenny schaute sie vollkommen durcheinander an. „Ich versteh gar nix." „Ich auch nicht." Einen Moment lang schwiegen die beiden. „Und jetzt?" fragte das Mädchen ratlos. Jenny zuckte mit den Schultern und warf einen Blick auf den Schreibtisch im Spiegel. Es war genau der gleiche, den sie auch hatte. Sie schweifte mit ihrem Blick weiter über den Tisch. Da entdeckte sie den Kalender. Es war der 26. Februar 2008.
„Ähm", stotterte Jenny. „ Dein Kalender ist zu früh gestellt." Das Mädchen blickte zu ihrem Tisch und drehte sich nach kurzem Zögern wieder zu Jenny. „Nein, ich bin mir sicher, dass heute der 26. Februar ist", erwiderte das Mädchen mit fester Überzeugung. Sie zeigte ihr die Funkuhr, die sie ebenso besaß. Jenny schaute auf das Datum. Tatsächlich. Auf der Funkuhr des Mädchens war es der 26. Februar 2008. Mit verwunderter Miene blickte Jenny auf ihre eigene Funkuhr. Bei ihr stand: 25. Februar 2008, jedoch die Uhrzeit stimmte im Spiegelbild. Plötzlich durchfuhr Jenny ein Geistesblitz. Vielleicht kam die andere aus der Zukunft. „ Kann doch gar nicht möglich sein", dachte sie. „Aber…" Sie schmunzelte. Dann drehte sich Jenny um und sagte dem Mädchen, was sie sich gerade gedacht hatte. Das Mädchen schmunzelte auch. „Das ist ja verrückt", sagte es erfreut. „ Wir können aber doch nicht beide Jenny heißen", erwiderte Jenny. „ Mir würde der Name Jaysi gefallen." „ Du hast Recht. Jaysi ist wirklich ein schöner Name. Dann nenne ich dich ab heute Jaysi", grinste Jenny.
Am nächsten Tag machte sich Jenny während des Unterrichts die ganze Zeit Gedanken, wozu so etwas sei, dass ein Mädchen aus der Zukunft ausgerechnet in ihrem Spiegel leben musste. Eigentlich war sie es ja im Spiegel, nur einen Tag voraus in die Zukunft. „Das ist es", schrie Jenny plötzlich in den Unterricht hinein. Peinlich berührt setzte sie sich wieder, da sie jetzt alle anstarrten. „Sie könnte mir doch die Erlebnisse des nächsten Tages erzählen", dachte sie sich mit einem Schmunzeln im Gesicht.
Zu Hause angekommen schaute sie sogleich in den Spiegel. Jaysi war noch nicht da. „Vielleicht hab ich mir das alles nur eingebildet", dachte sie sich insgeheim. Doch als ihr Blick über den Schreibtisch hinweg den Spiegel streifte, sah sie, dass auf dem Kalender 27. Februar 2008 war, obwohl es bei ihr der 26. Februar 2008 war. Eine halbe Stunde später traf Jaysi auch schon ein. Sie begrüßten sich und unterhielten sich sogleich. „Sag mal, du könntest mir doch theoretisch sagen, was dir heute alles passiert ist", sagte Jenny. „Ja, gerne. Also, heute in der ersten großen Hofpause bewarf mich irgend so ein Idiot mit einem Joghurtbecher, Ich würde dir raten, morgen in der Hofpause oben zu bleiben. Mein schöner Pullover", grummelte Jaysi. Sie unterhielten sich noch bis zum Schlafengehen.

Am dritten Tag befolgte Jenny den Rat von Jaysi und blieb in der ersten großen

Hofpause oben. Sie versteckte sich auf der Mädchentoilette und schaute von da aus dem Fenster hinunter. Sie beobachtete die Leute, die sich auf dem Platz aufhielten, wo sie eigentlich immer in der Hofpause stand. Plötzlich sah sie, wie Benny, ein Junge aus ihrer Klasse, einen Joghurtbecher wegtrat. Der Joghurtbecher flog weit nach oben und traf dann schließlich ein Mädchen, das auf Jennys Stammplatz stand. Das Mädchen regte sich fürchterlich auf. Jenny setzte sich vor Erstaunen auf den Boden. " Jaysi ist wirklich aus der Zukunft", dachte sie sich. Nach der Schule ging sie so schnell wie möglich nach Hause. Jaysi war schon zu Hause. „Du hattest Recht, Jaysi", rief Jenny, als sie in den Raum trat. Jaysi lächelte. Jenny fragte, ob sie ihr sagen könnte, was in der morgigen Mathearbeit alles für Aufgaben rankommen. Jaysi erzählte es Jenny und mit diesen Aufgaben bereitete Jenny sich vor.
Die Arbeit verlief am nächsten Tag sehr gut. Glücklich lief sie nach Hause. „Das ist bis jetzt die schönste Zeit in meinem Leben", dachte sie sich. „Ich werde besser in der Schule, ich habe nur Glück gehabt und das Wichtigste ist, ich habe eine Freundin gefunden."
Freitag, der 29. Februar, verlief ebenfalls für Jenny sehr gut, so gut wie die letzten beiden Tage. Abends unterhielten sich Jenny und Jaysi bis spät in die Nacht hinein. Als Jenny am nächsten Morgen aufwachte, ging sie sofort in die Küche, weil sie großen Hunger hatte. Sie machte sich Cornflakes mit Müsli. Als sie gefrühstückt hatte, ging sie zurück in ihr Zimmer, setzte sich an ihren Schreibtisch und fing an zu zeichnen. Sie zeichnete für ihr Leben gerne. Plötzlich fiel ihr Jaysi ein. Sie drehte sich zum Spiegel und wollte sich gerne mit Jaysi unterhalten. Doch die war nicht da."Vielleicht ist sie mit meinen Eltern einkaufen", überlegte sich Jenny. Am Abend fing sie an sich Sorgen zu machen, da Jaysi immer noch nicht im Spiegel erschienen war. Jenny wartete bis spät in die Nacht hinein. Sie bemühte sich wach zubleiben, jedoch nach einer Weile schlief sie ein. Sie hatte einen sehr unruhigen Schlaf und träumte, dass Jaysi nie mehr zurückkommen würde.
Auf einmal schreckte sie auf. Jenny blickte auf ihre Funkuhr. Es war 7 Uhr am Sonntagmorgen. Hoffnungsvoll schaute sie in den Spiegel. Doch da war niemand außer ihrem eigenen Spiegelbild. Plötzlich hörte sie von unten ihre Mutter rufen, sie sollte zu ihrer Oma gehen und ihr ihre Medikamente bringen. Jenny schlich traurig über den Boden und machte sich schließlich, nachdem sie sich fertig gemacht hatte, auf den Weg zu ihrer Oma. Auf dem Weg gingen ihr die ganze Zeit die letzten Tage mit Jaysi durch den Kopf und es machte sie traurig, dass sie vielleicht Jaysi nie wieder sehen könnte. Gedankenverloren ging sie über die Straße, die zu dem Haus von ihrer Oma führte. Jenny bemerkte nicht den herankommenden LKW. Erst als der LKW mit quietschenden Reifen zu stehen zu kommen versuchte, riss es Jenny aus ihren Gedanken. Als der LKW Jenny erreichte, wurde ihr bewusst, weshalb Jaysi nie wieder im Spiegel erscheinen würde. Sie spürte einen starken Schmerz vom Aufprall. Dann wurde alles schwarz um sie herum.
Jenny und Jaysi waren wieder eins.

Cassandra Senfft

Hier habe ich meine Gedanken aufgeschrieben, die mir spontan zum Thema „Spiegel“ eingefallen sind. Auf diesen Gedanken baut auch meine Geschichte auf.

Du blickst in den Spiegel. Was siehst du? Siehst du dich? Siehst du jemand anderen? Was siehst du wenn du im Spiegel in deine Augen blickst? Siehst du nur deine Augen? Grün, blau, braun? Oder siehst du, wie viele sagen deine Seele? Dein Innerstes? Wenn die Augen wirklich der Spiegel zu Seele sind. Was siehst du in ihnen? Wie sieht die Seele eines Menschen denn aus? Bedeutet es nur man kann in den Augen eines Menschen erkennen ob er gut oder böse ist?
Du blickst in den Spiegel. Was siehst du? Siehst du dich? Siehst du jemand anderen? Sieht man nur sein äußeres? Welches vom Spiegel reflektiert wird? Siehst du wirklich so aus, wie der Mensch im Spiegel? Wird unsere Wahrnehmung von anderen beeinflusst? Wenn jemand sagt du bist hässlich, siehst du auch im Spiegel hässlich aus? Wenn jemand sagt du bist schön, bist du auch im Spiegel schön? Woher sollen wir dann noch wissen was wahr ist? Vielleicht wird unsere gesamte Wahrnehmung von der Umwelt geprägt.
Du blickst in den Spiegel. Was siehst du? Siehst du dich? Siehst du jemand anderen? Siehst du nur die Äußere Hülle? Oder kann selbst dein Innerstes nach außen dringen? Wenn du Innen schön beziehungsweise gut bist ist dein Äußeres dann auch schön? Wenn du Innen hässlich bist beziehungsweise böse ist dein Äußeres dann auch hässlich?
Du blickst in den Spiegel. Was siehst du? Siehst du dich? Siehst du jemand anderen? Bist du hässlich oder schön? Kann dir das ein Spiegel überhaupt zeigen? Kommt es nicht auf die Taten eines Menschen an? Auf seinen Charakter? Wenn du einen Menschen auf der Straße siehst, denkst du dann der ist hässlich, der ist schön? Doch woher willst du das wissen? Ohne die Person zu kennen? Ihren Charakter, ihre Taten?
Du blickst in den Spiegel. Was siehst du? Siehst du dich? Siehst du jemand anderen? Was sollen diese ganzen Fragen, fragt ihr euch? Dann setzt euch zu Hause vor einen Spiegel und versucht sie zu beantworten. Ihr werdet schnell erkennen, dass es euch zum Nachdenken bringen wird. Einige werden dass sagen, andere etwas anderes. Doch was ist denn nun wahr und was ist falsch? Kann man das überhaupt mit Sicherheit unterscheiden?
Du blickst in den Spiegel. Was siehst du? Siehst du dich? Siehst du jemand anderen?

Der Spiegel der Wahrheit

Während der Pause saß Nicole auf einem Stein und lernte für Geschichte, dabei murmelte sie. „Bartolomeu Diaz umsegelte 1487/88 die Südspitze Afrikas.“ Sie war so vertieft, dass sie gar nicht bemerkte, wie ihre Klassenkameraden, Stacy, Ashley und Christine, auf sie zukamen. „Oh seht nur das süße Pickelgesicht ganz allein und lernt für Chemie.“ Nicole blickte auf und nahm ihre Lesebrille ab. „Nein, Stacy eigentlich ist das

Geschichte. Wir schreiben doch gleich einen Test.“ Christine kicherte leise in ihre Hand. Stacy schnippte mit ihren Fingern und machte eine eingebildete Geste. „Is mir doch egal. Tatsache ist, du bist hässlich, allein und ein Streber!“ Ashley lachte und Christine brachte ein gequältes Grinsen hervor. Dann drehten sie sich um und verschwanden. Nach der Schule lief Nicole in den Park und weinte. Das Schluchzen vermischte sich mit dem Gesang der Vögel. Nicole saß auf einer Bank im Park, ihre Augen waren gerötet und ihre Wangen nass von Tränen. *Wieso sind sie bloß so gemein zu mir?* Plötzlich kam eine ältere Frau den Weg entlang und setzte sich neben Nicole. „Ich habe hier ein Geschenk für dich, das wird all deine Probleme lösen.“ Fasziniert starrte Nicole auf einen, mit goldenen Schnörkeln verzierten, Rahmen auf dem in der Mitte ein Tuch lag. „Dieser Spiegel zeigt jedem sein wahres Gesicht, du wirst schon sehen.“ Als Nicole aufblickte um sich zu bedanken, war die alte frau verschwunden. Sie war verwirrt und verstand nicht was die Frau meinte, aber Nicole nahm den Spiegel trotzdem mit, weil er sie faszinierte. Als sie zu Hause ankam wunderte sich ihre Mutter, war aber ebenfalls verzaubert von dem einzigartigen Spiegel Nicole erzählte ihr die Geschichte, aber ihre Mutter war ein wenig skeptisch. Sie glaubte die Geschichte nicht wirklich, aber Nicole war das egal, da sie gewohnt war, dass man ihr nicht glaubte. Sie hatte sich schon auf dem Weg nach Hause den passenden Platz für den Spiegel ausgesucht. Sie war sich sicher, dass er nur über ihrem Schreibtisch so wunderschön zur Geltung kommen würde. Als sie den Spiegel auf gehangen hat wollte sie sich erstmal ausruhen, da der Tag für sie sehr anstrengend war. Nachdem sie es sich auf ihrem Bett gemütlich gemacht hatte fiel ihr auf, dass sie sich bis jetzt noch nicht einmal in dem Spiegel betrachtet hatte. Sie verspürte den Drang aufzustehen und einen Blick in den Spiegel zu wagen, war sich jedoch nicht sicher, ob sie es tun sollte. Mit gemischten Gefühlen aus Angst, Neugier und reiner Faszination richtete sie sich jedoch auf und bewegte sich langsam auf den Spiegel zu. Je näher sie dem Spiegel kam, umso stärker wurde dieser Drang. Als sie dem Drang nicht mehr wiederstehen konnte riss sie das Tuch, welches den Spiegel gezielt verdeckte, herunter. Voller Erwartung blickte Nicole in den Spiegel, aber zu ihrer Enttäuschung sah sie nur ihr eigenes Spiegelbild, welches sie verachtete. Sie schaute noch ein zweites Mal hinein, aber diesmal nur, weil sie die Spiegelfläche wieder verdecken wollte. Plötzlich sah sie etwas unglaubliches, vor ihr war nicht das Mädchen mit den vielen Pickeln und der hässlichen krummen Nase. Nein, sie sah wunderschön aus, keine Pickel, eine schöne Nase und sonst nichts wofür sie sich hätte schämen müssen. Nicole verstand es nicht, sie war einerseits fasziniert, andererseits aber auch geschockt. Nicole konnte den Blick nicht von dem Spiegel wenden, weil sie nicht glaubte was sie dort sah. Als es plötzlich laut an der Tür klopfte fuhr Nicole in sich zusammen, sie bedeckte schnell wieder den Spiegel und saß sich aufs Bett ehe ihre Mutter die Tür geöffnet hat.

„Was machst du gerade so schönes?“ „Ich ruhe mich ein bisschen aus, die Schule war sehr anstrengend.“ Ihre Mutter kam herein und setzte sich neben ihre Tochter auf das Bett. „Miss Murray hat vorhin angerufen, sie macht sich Sorgen um dich.“ „Warum denn? Sind meine Noten schlechter geworden?“ Ihre Mutter machte eine wegwerfende Handbewegung. „Deine Noten sind so gut wie immer. Es ist eher die Tatsache, dass du keine Freunde hast.“ Nicole wurde wütend. „Ich habe, nein ich hatte Freunde! In Flensburg, aber du und Dad mussten ja unbedingt nach Hamburg ziehen.“ „Wir konnten nicht anders. Du weißt doch, dass die Firma deines Vaters hier her verlegt

wurde.“ Doch Nicole blieb stur und stumm. Entmutigt ging ihre Mutter aus dem Zimmer.

Nicole wartete ein paar Sekunden und ging dann wieder zum Spiegel. Jetzt war ihr klar, was die alte Dame meinte mit: *Dieser Spiegel zeigt jedem sein wahres Gesicht.“ Natürlich zeigte der Spiegel ihr Innerstes und zu wissen, das dass wenigstens schön war, war eine Erleichterung.*

Viele Tage hintereinander beobachtete Stacy, die gleich gegenüber wohnte, wie Nicole sich fasziniert im Spiegel betrachte. *Wieso macht sie das bloß*? , dachte sie dann immer. *Schön war sie ja überhaupt nicht*. Als die Neugier die Oberhand gewann, schlich sich Stacy eines Tages durch das Fenster in Nicoles Zimmer. *Sieht eigentlich gar nicht schlecht aus*, überlegte Stacy und sah sich um. Als ihr Blick auf den verdeckten Spiegel fiel wurde der Drang, wie bei Nicole, sich im Spiegel zu betrachten immer größer. Schließlich zerrte sie das Tuch herunter und schlug ihre Hand vor den Mund. Wie in Trance sah sie in den Spiegel. Nicole betrat das Zimmer und sah, das Selbe wie Stacy im Spiegel, ein grünes, schleimiges Monster. Nicole rannte zum Spiegel und schmiss das Tuch darauf in diesem Moment brach Stacy weinend zusammen. „Oh mein Gott! Was war das denn?“ Nicole kniete sich neben ihr nieder und nahm sie in den Arm. „Da war dein Innerstes.“ Stacy sah sie ungläubig an. „Was redest du da!“ Langsam ging Nicole wieder zum Spiegel und nahm das Tuch ab. „Sieh mich an, Stacy. Nein, im Spiegel. “ Stacy sah hinein und riss die Augen auf. „Du…Du bist wunderschön.“ Dann fiel ihr Blick wieder auf sich selbst und sie begann wieder zu weinen. Nicole verdeckte den Spiegel erneut. Seit diesem Tag beurteilte Stacy nie wieder einen Menschen nach seinem Äußeren. Sie moppte Nicole auch nicht mehr im, Gegenteil sie wurden sogar Freunde. Doch den Spiegel versteckte Nicole lieber im Keller.

50 Jahre vergingen und Nicole holte den Spiegel wieder aus dem Keller. Als alte Frau ging sie in den Park und gab ihn einem weinenden Mädchen, die Geschichte begann von vorne.

Mark Morgan und Laura Siebert

Lena und der Spiegel

„Warum bist gerade du gegangen und nicht lieber ein Mensch, der mir nicht so viel bedeutet? Jeder Tag ohne dich tut so weh!“, dachte sich Lena, als sie wie jeden Tag in ihrem Zimmer, das auf dem Dachboden ihres großen Hauses war, saß und auf das Bild ihres vor 2 Monaten verstorbenen Freundes starrte. „Warum du? Warum auf diese Weise? Warum immer…“, Lena war gerade wieder in Gedanken versunken, als sie durch ein lautes Geräusch unterbrochen wurde. Es war ein lautes Knacken. Lena schreckte auf und wollte dem Geräusch nachgehen. „Woher kam das wohl?“, fragte sie sich, während sie mit vorsichtigem Schritt die Treppe hinunterlief. Als sie in das Wohnzimmer kam, schaute sie sich um. Nichts! „Vielleicht kam es ja aus dem Flur?“, war der nächste Gedanke. Langsam schlich sie zur Tür, die Wohnzimmer und Flur trennte. Sie legte gerade ihre Hand auf die Türklinke, als plötzlich die Tür aufsprang und sie in ein Gesicht starrte.

Lena sprang zurück und nahm sofort eine kampfbereite Haltung ein. „Na endlich weiß ich, woher das dumpfe Geräusch kam, na warte!“, schrie Lena der unbekannten Persönlichkeit entgegen. „Stopp! Lena nein! Ich bin es!“, rief die Person Lena entgegen, während sie die Hände schützend vor sich hielt. Die Person war Lenas Schwester Alex, die gerade von der Uni gekommen war. Sie hatte kurzes schwarzes Haar und blaue Augen. Sie war etwas kräftiger gebaut, aber auf keinen Fall dick. Sie hatte einfach ein bisschen mehr Oberweite als Lena und ein etwas breiteres Kreuz. Sie trug eine schwarze Röhrenjeans und ein knall-grünes, kurzärmliges Shirt mit weißen Punkten und dazu weiße Kreolen und einen grünen Armreif mit ebenfalls weißen Punkten. Dazu trug sie grüne Chucks und ein schwarzes Pali-Tuch. Ihre Augen waren mit schwarzem Kajalstift geschminkt und ihre Lippen knallrot. „Oh mann, sorry! Ich dachte, du wärst so ein…“, entschuldigte sich Lena mit großen Augen. „So ein Einbrecher???“, fragte Alex schockiert mit hochgezogenen Augenbrauen. „Na ja ehm…“, stotterte Lena. „Na ganz toll! Ich und ein Einbrecher, danke!“, meckerte Alex voller Ironie dahin, während sie ihre Schultasche in die Ecke warf. „Na, heute keinen guten Tag gehabt, Schwesterherz?“, fragte Lena nervig. „Nein, liebe Lena, heute keinen guten Tag gehabt! Ich habe eine 4- in der Biologieklausur und bin heute vor der halben Uni auf der Treppe hingefallen, weil mich jemand aus dem Parallelkurs geschubst hat. Dazu hat mich heute auch noch unsere Professorin rausgeworfen, weil ich „angeblich“ geredet habe. Zu alledem kam auch noch, dass ich heute beim Knutschen mit Derek ihm auf die Zunge gebissen habe, da meine Freundin so eine komische Grimasse gezogen hat und dann musste ich voll lachen. Derek hat total laut aufgeschrieen und ist wild umhergehüpft. Irgendwie war es ja ganz lustig, aber es tat mir voll leid, weil er mich danach voll böse angefunkelt hat. Ach Mensch, heute ist einfach alles schief gelaufen, was schief laufen kann!“, beschwerte sich Alex. „Und wie geht es dir so? Wie läuft es mit… na ja du weißt schon. Mit Max???“, fragte Alex ihre Schwester besorgt. Max war übrigens Lenas verstorbener Freund, an dem sie immer noch sehr hing und dessen Tod sie einfach nicht verkraften konnte. „Wie es läuft? Fragst du mich? Na ja… mal überlegen Alex.“, veralberte Lena Alex, indem sie jemanden nachmachte, der überlegt, und Alex zitierte. „Echt so schlimm?“, fragte Alex. „Ja, ich kann ihn einfach nicht vergessen. Ich sehe dauernd die schönen Erlebnisse mit ihm vor meinen Augen und ich liebe ihn immer noch. Warum nur er?“, sagte Lena leise, mit gesenktem Kopf und mit Tränen in den Augen. Alex sah, dass Lena beinahe weinte und ging zu ihr. Alex nahm Lena behutsam in den Arm und streichelte Dabei immer sanft über Lenas Haar. „Ach komm schon, Lena. Er liebt dich doch auch noch und er wollte doch auch nicht gehen, aber das Schicksal wollte es so und ich denke nicht, dass er möchte, dass du weinst. Er bleibt immer bei uns, O.K.? Und vor allem möchte er, dass du ihn nie vergisst und er möchte bestimmt nicht, dass es dir schlecht geht. Er ist immer da drin und bewacht dich.“, tröstete Alex ihre schluchzende Schwester und deutete bei dem letzten Satz auf ihre linke Brust. Lena löste sich aus der Umarmung und bedankte sich mit einem: „Danke Alex! Ich gehe dann mal wieder nach oben.“ Besorgt und verwirrt nickte Alex und ließ ihre immer noch aufgelöste Schwester auf ihr Zimmer gehen. Sie wusste, dass Lena sich bestimmt jetzt wieder auf ihr Bett setzte und sich das letzte Foto von Max anschaute. Dabei würde sie sicher bitterlich weinen und danach in ihren lieben Spiegel schauen, in den sie seit Max’ Tod jeden Tag ca. 10-mal hineinschaute. Seufzend wanderte Alex zum Kühlschrank, öffnete ihn und nahm sich eine Dose Coca-Cola heraus. Lena rannte die Treppe hoch und warf sich tränennass auf ihr Bett. Aus ein

paar Tränen wurde augenblicklich ein Tränenstrom, der nun ihr schönes Gesicht überflutete. Sie schaute auf das Bild ihres verstorbenen Geliebten und strich über sein schwarzes längeres, durchwuscheltes Haar. Auf diesem Bild leuchteten seine grünen Augen so schön, wie auf keinem anderen Bild. So als ob er genau wusste, dass dies sein letztes Foto wäre. Während er lächelte legte er den Arm um Lenas Hüfte und legte sein Kopf gegen ihren. Er trug eine graue Überziehjacke, ähnlich einem Pulli und darunter ein schwarzes Shirt, mit roter Schrift. Dazu hatte er schwarze Chucks an und eine dunkelblaue Hose, die lässig saß. Man konnte noch seine weiß-roten Boxershorts erkennen. Sein rotes Pali-Tuch hing lässig um seinen Hals. Er lächelte fröhlich und Lena tat es ihm gleich. Sie trug eine dunkelblaue Röhrenhose.
„Ich bin noch einmal gekommen, um dir zu sagen, dass du dir keine Sorgen machen brauchst, ich bin immer bei dir und werde dich in allem, was du tust, unterstützen, auch wenn du mich nicht siehst.“, sagte er. „Aber wenn ich dich nicht sehe, wie weiß ich dann, dass du wirklich da bist?“, fragte Lena ängstlich. „Komm näher, dann zeige ich es dir“, lockte Max mit mysteriöser Stimme und streckte eine Hand aus. Lena war sich nicht sicher, ob sie dem folgen sollte, doch aus irgendeinem Grund tat sie es, wahrscheinlich weil sie ihn noch immer liebte und natürlich auch vertraute. Plötzlich trat Max ohne ein Geräusch aus der kalten silbrigen Fläche hervor. Lena dachte, sie könne ihren Augen nicht trauen, ihr vor 2 Monaten verstorbener Geliebter, nach dem sie sich Tag und Nacht sehnte, stand plötzlich wieder vor ihr. Max legte seine Hand auf Lenas linke Brust und flüsterte ihr ins Ohr: „Ich werde immer ein Teil deines Herzens bleiben.“ In dem Moment, in dem er ihre Brust berührt hatte, fühlte sie, wie sich ein warmes Gefühl in ihrem Körper ausbreitete. Die ganze Kälte und Trauer schien auf einmal zu verfliegen. Dieses Gefühl brachte jedoch Tränen in ihre grünen Augen. Die Gewissheit ihn nie wieder sehen zu können machte sie traurig und ängstlich. Tränen fanden ihre Wege von ihren glänzenden Augen über ihre geröteten Wangen. Max schaute sie besorgt an und wischte zärtlich eine Träne nach der anderen weg. „Warum weinst du?“, fragte Max mit zarter Stimme. „Die Erkenntnis dich nie wieder zu spüren, zu sehen oder zu hören macht mich sehr traurig. Wie soll ich denn ohne dich klar kommen, du bist ein Teil meines Lebens.“ Max streichelte über ihr Gesicht und über ihr Haar. Langsam und vorsichtig hob er mit einer Hand ihr Kinn ein kleines Stück an. Währenddessen näherte er sich langsam ihrem Gesicht. Ein kleiner Abstand war alles, was die beiden Gesichter von einander trennte. Kurz bevor sich beide Gesichter trafen flüsterte er ihr ins Ohr: „Du wirst mich schon irgendwie spüren. Pass mal auf, ich zeig es dir.“ Danach überwand er das letzte Stück zwischen ihnen und küsste sie zärtlich und voller Liebe auf den Mund. Beide genossen es sehr. Bei dem Kuss schwebten sie ein paar Zentimeter über dem Boden von Lenas Zimmer. Es war wie ein magischer Moment, der die beiden verband. Nach einigen Sekunden fanden sie den Weg zurück auf Lenas Zimmerboden. Max löste sich von Lena und hauchte ihr ins Ohr: „Ich liebe dich!“ Lena flüsterte: „Ich dich auch, nur werden wir uns wieder sehen?“ Max schaute kurz auf den Boden, nahm dann ihre Hand und antwortete: „Ja, mein Schatz. Ich werde dich immer begleiten und du hast den Spiegel als Verbindung zu mir.“ Mit diesen Worten löste er sich in Luft auf und ein Windzug streifte Lenas Gesicht. In diesem Windzug hörte man Max’ Stimme sagen: „Ich werde dich für immer lieben, merke dir das.“ Lena riskierte einen letzten Blick in den Spiegel. In dem sah sie nun die Hälfte von Max und die andere von ihr, wie sie einen Körper er-

geben. Von diesem Augenblick an wusste Lena, dass eine noch stärkere Verbindung zwischen ihnen existierte, als das man sie trennen könnte. Sie waren Eins.

Laila Taubert

Spiegelwelten

„ Aber Mama, warum kann ich denn nicht mit?“ fragte ich mindestens zum zehnten Mal. „Schätzchen, du weißt genau, dass das nicht geht. Und in der Antarktis gefällt es dir bestimmt nicht!“ antwortete meine Mutter, wie bei den letzten neun Malen. Meine Eltern waren Forscher, genau genommen Geologen. Ich nannte sie Naturforscher, weil sie sich auch manchmal mit Tieren und Pflanzen beschäftigten. Dieses Mal wollte sie den Boden der Antarktis erforschen. Totaler Schwachsinn, wie ich fand, und total uninteressant, aber ich wollte trotzdem nicht zu meinem Großonkel Ernie. Er war nämlich noch verrückter. Er glaubte an Magie! Und zu dem sollte ich für die nächsten sechs Wochen. Ich hatte nämlich Sommerferien und keiner meiner Freunde war da. Verwandte hatte ich keine und wenn, dann keinen Kontakt. Außer zu Onkel Ernie.
„Lucy hast du deine Tasche gepackt? Es geht los“, rief mein Vater. „ Ja, Papa ich komme schon“, antwortete ich und lief zu ihm in den Flur. Das würden wohl sehr, sehr spannende Sommerferien werden.
Als wir dort ankamen, empfing uns Mrs. Miller, die streng blickende Haushälterin meines Großonkels. Ich verabschiedete mich traurig von meinen Eltern und wandte mich Mrs. Miller zu: „Guten Tag, Mrs. Miller, ist Onkel Ernie nicht da?“ Ich sollte ihn Onkel nennen, das klänge familiärer. „Nein, er arbeitet“, kam die hochnäsige Antwort. „Und wenn du dich ihm vorstellst, zieh dir etwas anderes an.“ Sie blickte mit gerümpfter Nase an mir herunter. Ich ebenfalls. Ich trug eine drei Tage alte Jeans, die an den Knien schon ziemlich dünn war und einen großen dunkelblauen Kapuzenpulli. Beides erinnerte mich an zu Hause und ich wusste nicht was daran so schlimm sein konnte. Sie mochte wahrscheinlich grundsätzlich keine Kinder und ich hatte keine Lust, ihr Grund zu geben, ihre Prinzipien zu ändern. Ich konnte sie schon jetzt nicht leiden.
Ich hatte Onkel Ernie noch nie gesehen, doch so, wie ich ihn nun zum ersten Mal sah, hatte ich ihn mir fast vorgestellt. Nur die Nase war größer und er hatte mehr Haare als erwartet. Er trug einen grauen Kittel und eine graue Hose, schien mitten in der Arbeit zu sein und sein Haar stand wirr vom Kopf ab, als wäre gerade etwas explodiert. Doch trotz seines komischen Aussehens war er sehr viel freundlicher als Mrs. Miller; er begrüßte mich strahlend, als ob wir uns schon ewig kennen würden. „Aber“, erklärte er gleich, „ich habe keine Zeit für dich, Lucy. Ich muss an meinen wissenschaftlichen Studien weiterarbeiten.
Als Onkel Ernie wieder gegangen war, brachte mich Mrs. Miller in mein Zimmer. „Auf dem Tisch liegt ein Zettel mit Dingen, die du beachten solltest. Abendessen gibt es pünktlich um sechs Uhr, Frühstück um acht und Mittagessen um 12 Uhr. Tu was man dir sagt und sei spätestens um sieben Uhr in deinem Zimmer. Jetzt räume deine Sachen ein.“ Sie verließ mich und ich blickte mich um. Es war ein schönes, altmodisch eingerichtetes Zimmer mit großen Fenstern und Blick auf den verwilderten Garten. An einer Wand stand ein Tisch und darauf lag unverkennbar der Zettel. Ich seufzte und

begann zu lesen. ‚Sei nicht laut, keine Ballspiele, ab 20 Uhr ist Bettruhe, mach nichts kaputt' und so weiter. Wenn ich etwas haben wollte, sollte ich fragen und einmal in der Woche durfte ich in die Stadt, wo ich mir das Museum angucken sollte (also freie Tage opfern). Und ich sollte nicht in den Westflügel des rieseigen Hauses gehen, da seien die Räume des „Professors". Ich seufzte noch einmal und räumte meine Kleidung in den Schrank. Das würden ja tolle Ferien werden!
Doch es wurde gar nicht mal so schrecklich. Außer dass ich mich langweilte. Alle meine Bücher hatte ich gelesen und es gab nichts zum Spielen. Also fing ich an Haus und Garten zu erkunden. Im Garten war ein kleiner Teich mit Fischen, sonst gab es nichts Interessantes dort. Im Haus gab es massenhaft Räume, meist waren es Bibliotheken mit Sachbüchern. Ich lief so oft durch das Haus, dass ich bald das ganze Haus im Kopf hatte, außer den Westflügel.
Warum durfte ich dort nicht hin? Was war da? Waren da wirklich nur die Räume des Professors? Das musste ich wissen. Ich war nämlich unglaublich neugierig. Ich brauchte nur noch eine Gelegenheit, in der der Professor nicht da war. Und schon bald bekam ich sie: Zwei Tage nachdem ich mir diese Gedanken gemacht hatte, war ein Feiertag, der in der Gegend groß gefeiert wurde. Zu diesem Anlass gab es zum Mittagessen Fondue. Immer wenn ihm etwas schmeckte, aß er lange. Auch bei Fondue. Er würde mindestens zwei Stunden lang essen. Das war meine Chance. Als ich fertig gegessen hatte, schlich ich mich in den Westflügel. Hier sah es nicht anders aus als im übrigen Teil des Hauses. Ich schaute hinter jede Tür und ich wunderte mich nicht zum ersten Mal, dass es so viele Bücher gab. Doch als ich mir die Bücher genauer ansah, bemerkte ich, dass es keine Sachbücher über die Natur oder Tiere waren, sondern andere, alte dicke Staubfänger über Hexerei und Zauberei. Bücher über Beschwörungen, Dämonen und Geister. Unheimliche Bücher. Gebannt starrte ich auf die Regale. Was würden Onkel Ernie und Mrs. Miller sagen, wenn sie mich jetzt hier stehen sehen würden?
Ich riss mich vom Anblick der Buchrücken los und lief in den nächsten Raum. Kaum hatte ich die Tür aufgemacht, wusste ich, dass das der richtige Raum war. Der interessanteste Raum im ganzen Haus. Er sah aus, wie das Zauberzimmer eines Hexenmeisters. Vor den Fenstern hingen schwere, rote Vorhänge, die nur schwach das Licht herein ließen. Überall standen Kerzen. Auf dem Boden war ein 5-zackiger Stern mit eingezeichnetem Pentagramm und in der Mitte lag: ein Spiegel. Ein kreisrunder Spiegel. Ich ging darauf zu. Als ich in das Pentagramm trat, fühlte ich mich plötzlich gut. Ich hatte keine Angst mehr, dass jemand mich entdecken könnte. Ich wollte nur noch zu dem Spiegel und sein Geheimnis lüften. Jetzt stand ich direkt vor dem Spiegel und ging in die Hocke. Ganz, ganz langsam streckte ich die Hand aus und berührte die Spiegeloberfläche.
Ich spürte den Sog sofort. Er war so stark, dass er mich von den Füßen riss und, ich konnte es nicht glauben, *in* den Spiegel sog. Ich wurde in einen Strudel geschleudert und stand plötzlich wieder in Onkel Ernies Studierzimmer. Es sah alles genauso aus wie in dem Zimmer, aus dem ich gekommen war. Nur dort, wo eigentlich der Spiegel liegen müsste, war eine Tür. Die Tür war geöffnet und dahinter lag ein Strudel, der genauso aussah, wie der durch den ich gekommen war. „Wo bin ich hier? Wie bin ich hierher gekommen?" fragte ich mich, denn ich war ganz sicher, dass das hier nicht Onkel Ernies Haus war. Als ich mich noch mal umsah, bemerkte ich ein Buch, das aufgeschlagen auf einem kleinen Tisch lag. Ich ging hin und begann zu lesen:

„Manche Spiegel sind mehr als Spiegel. Sie können Portale zu anderen Welten, zu Spiegelwelten sein. Wenn man so einen Spiegel berührt, wird man vermutlich in den Spiegel hineingesogen. Doch alles beruht auf Theorien, da noch niemand aus so einer Spiegelwelt zurückgekommen ist. Man vermutet, dass es in der Spiegelwelt aussieht wie in unserer Welt nur spiegelverkehrt!“
Ich keuchte; ich war also in einer Spiegelwelt! Warum sagte das Buch nichts über die Menschen hier? Lebten hier die Spiegelbilder? Ich wollte so schnell wie möglich weg von hier. Da fiel mir etwas ein. Die Tür! Vielleicht konnte ich einfach durch die Tür gehen und wieder im wirklichen Arbeitszimmer meines Onkels herauskommen. Ich ging auf die Tür zu, bereit hindurch zu gehen.
„Halt!“ Erschrocken drehte ich mich um. Also war noch jemand hier! Als ich die Stimme gehört hatte, war ich schon zusammengezuckt, aber das war nichts im Vergleich zu jetzt. Mir gegenüber stand *Ich!* „Tu das nicht!“ Mein zweites Ich sprach langsam und eindringlich. „Wer bist du?“, fragte ich mit zitternder Stimme. „Ich bin du. Ich bin Lucy. Ich bin dein Spiegelbild. Genaugenommen heiße ich Ycul und bin das genaue Gegenteil von dir. Nur äußerlich sehen wir gleich aus.“ Ycul grinste hämisch. Etwas an diesem Grinsen machte mir Angst. „A- Also du bist genau mein Gegenteil? Auch vom Charakter?“ „Natürlich, ganz besonders vom Charakter.“ Jetzt hatte ich Angst. Ich hoffte nur, dass ich nicht immer gut gewesen war, sonst wäre Ycul total böse. Damit meine ich, dass sie schlecht zu anderen Menschen wäre. Ich musste versuchen, soviel wie möglich über sie, oder über mich, herauszufinden und vor allem durfte ich mir nichts anmerken lassen. „Bist du das, wenn ich in den Spiegel schaue?“ fragte ich, zum einen weil es mich interessierte, zum anderen um sie hinzuhalten. „ja, leider. Das ist voll der lästige Job, immer wenn du an einem Spiegel vorbeigehst, muss ich dasselbe tun wie du.“ Plötzlich lächelte sie freundlich. „Soll ich dir das Haus zeigen? Du kennst es ja schon , aber es wäre doch lustig zu wissen wie es in der Spiegelwelt aussieht. Außerdem kannst du mir und ich dir Fragen stellen.“ Ich überlegte. War es wirklich so gut mit ihr mit zu gehen? Andererseits war ich neugierig. Außerdem konnte ich ja jederzeit zurück. „Gut, ich komme mit. Aber ich will alles über die Spiegelwelt wissen. Erzählst du mir alles?“ Mein Spiegelbild lachte: „Natürlich, alles was du willst“. Jetzt hatte ich keine Angst mehr vor ihr.
Im Haus sah es wirklich fast so aus wie in meiner Welt, nur das alles spiegelverkehrt war. „Warum gibt es hier das ganze Haus noch einmal?“ fragte ich. Ycul antwortete: „Das ist so in der Spiegelwelt. Alles ist hier wie in deiner Welt. Auch die Menschen. Übrigens müsste mein Onkel, ich meine unser Onkel gleich vom Essen kommen. Wir sollten uns verdrücken.“ „Aber wieso lebt ihr hier wie in unserer Welt, ihr wisst doch nie, wann jemand an einem Spiegel vorbeiläuft.“ „Doch, wir verspüren einen Sog, der uns zum jeweiligen Spiegel zieht. Ich kann es dir jetzt nicht zeigen, du bist ja hier.“ Ich fragte weiter: „Gibt es in eurer Welt auch Spiegel? Warum war der Spiegel hier in Onkel Ernies Zimmer so eine Tür? Gibt es noch mehr Spiegeltüren? Wo sind sie? Sind sie nicht gefährlich? „Lucy, Lucy“, lachte Ycul, „natürlich gibt es hier auch Spiegel. Der Spiegel deines Onkels war ein Spiegelportal oder Tor. Es gibt nur wenige davon. Sie sind schwer zu beschaffen. Keine Ahnung, woher Einre, also Ernie, ihn hat. Natürlich sind sie gefährlich. Wir haben allerdings nur ein paar Doppelgänger hier. Sie gehen sich aber meistens aus dem Weg.“ „Warum das denn?“ Mein zweites Ich zuckte die Achseln und murmelte etwas wie: „Sie verstehen sich nicht.“

Mittlerweile hatten wir mein Zimmer erreicht. „Komm hier können wir ungestört reden," meinte ich und zog meine Freundin - zumindest ging ich davon aus, dass wir Freundinnen waren – ins Zimmer. Doch kaum waren wir drin, wurde an die Tür geklopft. „Ycul, bist du da drin? Möchtest du noch Nachtisch?" War das Mrs. Miller gewesen? Und wieso war sie so freundlich? Ich schaute Ycul fragend an. „Was gibt es denn", rief sie. „Es gibt Eis mit Schokosoße und Zuckerstreuseln. Möchtest du?" Eis mit Schokosoße und Zuckerstreuseln war mein Lieblingsnachtisch und ich nickte mit dem Kopf. Doch mein Spiegelbild mochte das Eis wohl nicht, denn es flüsterte mir zu: „Geh du. Das merkt sie ja nicht. Ich habe sowieso noch zu tun." Also ging ich mit Mrs. Miller ins Esszimmer und schaufelte das Eis in mich hinein. Mrs. Miller sah gespannt zu. Plötzlich fiel mir wieder ein, was Ycul am Anfang unserer Begegnung gesagt hatte. ‚Ich bin das genaue Gegenteil von dir. Besonders vom Charakter.' Deswegen musste Mrs. Miller so freundlich sein. Aber war Ycul dann nicht böse? „Mrs. –„ dann fiel mir ein, dass ich den Namen ja rückwärts sagen musste. „Entschuldigung, wer ist eigentlich auf der anderen Seite der Spiegel?" „Aber Schätzchen, das habe ich dir doch schon mal gesagt. Hinter den Spiegeln liegt unsere Welt, nur seitenverkehrt. Das Leben dort ist viel angenehmer, da man nicht dauernd zu einem Spiegel gesogen wird. Dort lebt ein Zwilling von dir, der das genaue Gegenteil von dir ist, sich im Äußeren aber nicht unterscheidet. Und egal wie er sich verstellt, einer von euch ist immer gemein. Aber warum fragst du? Du bist doch sonst nicht so höflich?" Sie sah mich fragend an und ich spürte, wie mir das Blut in den Kopf schoss. Oh Gott, würde sie etwas merken? „Ycul? Bist du es? Wie heiße ich?" Was für eine Frage! Eigentlich einfach, nur wusste ich nicht wie Mrs. Miller rückwärts hieß. „Äh – Mrs Rellim?" "Ja, aber nennst du mich nur beim Nachnamen? Ich glaube nicht, dass du Ycul bist. Nicht wahr, Lucy?" Jetzt hatte ich ein Problem. Aber war sie nicht immer freundlich gewesen? Ich konnte es mit der Wahrheit probieren. „Ähm ... ja. Also nein. Ich meine, ich bin Lucy. Und am liebsten möchte ich wieder in meine Welt zurück. Bitte, bitte Mrs. Miller, helfen Sie mir. Ich habe Angst vor Ycul!" Ich sah sie flehend an. Sie seufzte und gab nach. Sie schien wirklich das Gegenteil von Mrs. Miller aus meiner Welt zu sein. „Na gut. Aber vorher musst du einiges wissen. Ich erzähle es dir hier, dann kann Ycul uns nicht hören." Sie setzte sich mir gegenüber. „Ich glaube, du weißt schon, dass manche Spiegel Tore sind. Sie führen in die Spiegelwelt. In dieser Welt sind unsere Gegenteile. Diese Tore sind entweder offen oder geschlossen ist ja klar. Solange sie offen sind kann jeder durch, aus deiner und aus unserer Welt. In deiner Welt weiß das keiner, in unserer Welt weiß es jeder. Doch keiner geht rüber, da es seltsam wäre, wenn es ein Mädchen wie dich plötzlich doppelt gäbe. Und du hättest kein Spiegelbild mehr. Es gäbe ein großes Durcheinander, das wäre zu gefährlich. Es darf also in jeder Welt nur eine geben. Wenn du aber hier bist, kann Ycul getrost in deine Welt gehen und dort in Ruhe leben. Sie ist wahrscheinlich gerade auf dem Weg zum Tor." Sie sprang auf „Schnell!" Wir liefen durch die Gänge zum Zauberzimmer. Als wir dort ankamen, wollte Ycul gerade durch die Tür gehen. „Stop" rief Mrs. Miller. Doch Ycul lachte höhnisch. „Ihr werdet mich nicht mehr aufhalten können. Diesmal nicht!" Ich hielt mich im Hintergrund während sich Mrs Miller auf Ycul stürzte und am Boden festhielt. Sie war ausgesprochen sportlich und stark. „Jetzt los! Geh durch das Tor! Lange kann ich sie nicht mehr halten!" Ich rannte zum Tor und dort drehte ich mich noch mal um. „Danke, danke Mrs. Miller!" Dann ging ich zurück durch das Tor und den Strudel in meine Welt.

Zukünftig würde ich Mrs. Miller etwas freundlicher betrachten.

Carina Ambrosetti

Die Biografie der Violette Allery

Prolog

Dies ist meine Geschichte. Vielleicht sehen sie manche nicht als wert, sie aufzuschreiben, aber ich muss sie einfach niederschreiben, um damit alles hinter mir zu lassen.

Ich versuche möglichst nur zu erzählen, was ich selber miterlebt habe und wovon ich weiß, dass es auch so passiert ist.

Doch schon mit dem Anfang wird es schwer, denn bei meiner eigenen Geburt war ich zwar dabei, kann mich jedoch nicht an sie erinnern.

Ich habe von meiner Geburt gehört, habe gehört von der dreckigen, schimmligen kleinen Kammer, in der meine Mutter starb. Am 27. Juli 1798 in einem Dorf, dessen Namen ich nicht einmal (mehr?) kenne, irgendwo am Rande von Calais. Es muss schlimm gewesen sein für diese arme Frau, die stundenlang entsetzliche Qualen litt, nur um mir das Leben zu schenken. Später wurde mir erzählt, dass sie mich gar nicht haben wollte, sie hätte mich also wahrscheinlich, wenn sie überlebt hätte, ausgesetzt oder ertränkt, denn so hatte sie es bisher mit jedem ihrer Kinder gemacht, da sie selber nicht viel verdiente und keinen Mann hatte, der uns hätte ernähren können. Doch so konnte ich mein Leben –leider?- doch noch leben.

Frankreich, nahe Calais, 1803

Das erste Ereignis meines Lebens, an das ich mich erinnern kann, war die Arbeit auf dem Fischmarkt. Ich lebte bei einer alten Frau namens Lucie, die einen Stand am Fischmarkt hatte. Das Geld, das sie verdiente, reichte nicht wirklich zum Leben aus. Ich war gerade einmal fünf Jahre alt, als sie mich aus Geldmangel zu einem Bekannten schickte. Ich sollte ihm beim Fischen helfen. Ich hasste die Arbeit bei ihm. Ich hasste den Geruch von Fisch, doch weil ich nicht verhungern wollte, arbeitete ich bei ihm. Ich musste die Fische aus den riesigen Fischernetzen befreien und danach sortieren. Anfangs hatte ich Schwierigkeiten damit, die Fische ordentlich aus den Netzen zu bekommen, aber da ich jedesmal, wenn ich einen Fisch auch nur leicht beschädigte oder zu lange gebraucht hatte, geschlagen wurde, hatte ich mir angewöhnt schnell und effektiv zu arbeiten. Alle, die an diesem Fischmarkt arbeiteten, behandelten mich wie eine Sklavin. Ich arbeitete und arbeitete von früh bis spät. Mit ungefähr acht oder neun Jahren war ich die harte Arbeit schon gewohnt, wollte aber noch sehr viel mehr erreichen. Ich wollte

noch so viel mehr erleben, mehr sehen von der Welt. Vor allem wollte ich weg aus diesem Dorf, in eine große Stadt. Ich wollte reich und schön sein, zu den Höheren gehören. Ich hatte noch dieses wunderbar verschleierte Bild von der Welt, wie es kleine Kinder oft haben. Ich wollte es zwar weit bringen, doch zuallererst musste ich aus diesem versifften Loch rauskommen. Ich wollte die Arbeit und den allgegenwärtigen Geruch von Fisch so bald wie möglich weit hinter mir lassen und am besten auch die Menschen, die ich so sehr hasste, niemals wieder sehen. Natürlich war ich dankbar, dass Lucie sich so lange mehr oder minder gut um mich gekümmert hatte, doch ansonsten empfand ich ihre Gegenwart nur als abstoßend. Sie bewegte sich wie eine Kuh, schleppend und langsam. Doch was ich am meisten an ihr hasste, war, dass sie immer nur schrie. Ich glaube, sie konnte gar nicht leiser sprechen. Vielleicht hatte sie auch einfach nur ein schlechtes Gehör oder es war eine Angewohnheit von ihrem Stand am Fischmarkt, an dem sie ihre Fische in den höchsten (und in ihrem Fall auch lautesten) Tönen anpries. Ihre Stimme schallte immer über alle anderen hinweg und ihr Stimmenvolumen war beachtlich, aber ich hasste es.
Mit nun gerade einmal neun Jahren wollte ich nun nichts sehnlicher, als diesen stinkenden Ort, an dem man mich wie eine Sklavin behandelte, für immer verlassen. – Ich wusste nur nicht, wie. Ich hatte mir schon ein wunderschönes Leben ausgemalt: ich würde in einem wunderbar großen Haus leben, hätte einen sehr zuvorkommenden Mann und eine zauberhafte Familie, außerdem gehörte ich natürlich zu den angesehensten Frauen dieser Stadt. Für mich war zu dieser Zeit klar, dass das mein künftiges Leben sein musste, ich hätte mir gar nichts anderes vorstellen können. Einerseits wollte ich nicht warten, bis das alles sich erfüllen würde, aber andererseits war es für mich selbstverständlich, dass das alles passieren würde, und deshalb konnte ich auch noch eine Weile darauf warten. Doch mein Leben, so wie es wirklich werden sollte, hätte ich mir niemals so vorgestellt.
Aus meinen Tagträumen wurde ich immer wieder brutal zurück in die Realität geholt. Weiterhin musste ich alle anfallenden Arbeiten am Marktstand von Lucies Bekannten erledigen und dazu noch alles, was an den Booten noch so anfiel. Beim Arbeiten sah ich viele Menschen aus diesem Dorf. Das gesamte Dorf wurde regiert von Armut, überall, wo ich hinsah, konnte ich Mensche sehen, die keinerlei Lebensfreude mehr hatten. Auch sie hatte sie als Kind gehabt, diese lebenspendende Hoffnung, dieses erwartungsvolle Funkeln in den Augen, doch es war längst verloschen. Denn die meisten Kinder in meinem Alter hatten sich inzwischen damit abgefunden, niemals in ihrem einsamen Leben etwas anderes als dieses dreckige kleine Dorf zu sehen. Sie lebten hier mit der Gewissheit, in wahrscheinlich nicht allzu ferner Zukunft auch hier sterben zu müssen. Dafür, dass ich in meiner Kindheit nichts anderes getan habe als zu arbeiten und so gut wie gar keinen Kontakt zu anderen Menschen hatte, muss ich doch sagen, es ist erstaunlich, dass ich nie meine Träume aus den Augen verloren habe. Denn das habe ich bis zum Schluss nicht getan. Ich habe immer meine Ziele verfolgt…

Frankreich, nahe Calais, 1810

»Du tollpatschige Göre! « Wieder einmal bekam ich einen Fisch ins Gesicht gedonnert. Ich weiß nicht wirklich, warum Louis sich schon wieder so aufregte, aber inzwischen war ich es gewohnt, dass er einfach so ausrastete. Er rastete ziemlich häufig grundlos aus und schrie dann immer jeden an, der ihm gerade in den Weg kam. Oder, wenn er besonders

schlecht gelaunt war, konnte es auch passieren, dass er jemanden schlug. Mich schlug er ohnehin gerne.
»Hör auf zu träumen! Du sollst arbeiten, verdammt! « mit hochrotem Kopf wendete er sich von mir ab und schleuderte den Fisch, den er mir eben noch ins Gesicht geschlagen hatte, wütend in die Ecke. Dort, wo der Fisch meine Wange getroffen hatte, lief dieser widerwärtige Fischschleim herab. Voller Ekel wischte ich ihn weg. Ich hatte mich nie über Louis Umgang mit mir beschwert - Bei wem hätte ich das auch tun sollen? Keiner hätte mir zugehört. Lucie wollte davon sowieso nichts hören, alles was sie wollte, war Geld. Sie wollte, dass ich etwas dazuverdiente, dabei verdiente ich wahrscheinlich inzwischen schon den Hauptteil. Manchmal jedoch enthielt ich ihr einen Teil meines verdienten Geldes vor, um ihn für mich zu behalten, zu sparen. In den letzten Jahren ist auch so einiges zusammengekommen. Den Beutel mit meinem Geld trug ich immer bei mir, denn ich wollte nicht, dass Lucie ihn eines Tages zufällig findet. Wie ich aus diesem Dorf entkommen sollte, wusste ich jetzt. Ich hatte alles bis ins kleinste Detail geplant, es durfte also nichts schiefgehen. Heute Nacht wollte ich von hier weg.
Vor einigen Tagen war ein Schiff hier gelandet, an dessen Bord sich ein junger Schiffsjunge befand, der Gefallen an mir gefunden hatte. In ihm sah ich meine Chance endlich hier rauszukommen. Ich war nun schon zwölf Jahre alt und empfand dies als willkommene Gelegenheit, endlich damit zu beginnen, mein Leben zu leben.
»Ich habe dich hier nur eingestellt, um Lucie einen Gefallen zu tun, arbeite wenigstens für dein Geld! « Er spuckte aus und warf mir einen riesigen Fisch zu. Das Gewicht des Fisches brachte mich zum Taumeln und hätte mich beinahe umgeworfen. Ohne zu murren arbeitete ich weiter, auch wenn meine Gedanken über die Pas de Calais hinweg schon in Großbritannien waren. Der Schiffsjunge interessierte mich nicht weiter, er war nur Mittel zum Zweck für mich. Außerdem war der Junge, wie so viele andere auch, völlig unter ernähert und hatte wahrscheinlich keine allzu große Lebenserwartung mehr. Ich hatte mir alles genau überlegt. Er sollte bei Abendanbruch in einer abgelegenen Seitenstraße auf mich warten. In einer kleinen Frachtenkiste wollte er mich unterbringen und dann, sagte er, wäre es ganz einfach eine Kiste mehr in den Frachtraum zu bekommen. Und bevor Lucie oder sonst jemand aus meinem Dorf bemerkt hätte, dass ich nicht mehr da war, wäre das Schiff schon ausgelaufen. Am liebsten wäre ich sofort aufgebrochen, doch ich musste warten, bis die Besatzung die Ladung an Bord schaffen sollte. Aber ich hatte schon sieben Jahre auf diesen Tag gewartet, da konnte ich die paar Stunden bis zur Abfahrt auch noch durchhalten. Bis zum Sonnenuntergang arbeitete ich noch, wie immer, und steckte dann mein gesamtes an diesem Tag verdientes Geld in die Tasche und ging.
Als ich am verabredeten Treffpunkt ankam, stand der Schiffsjunge schon im Halbdunkel und wartete auf mich. Neben ihm stand eine Holzkiste. In dieser wollte er mich wahrscheinlich verstecken. Je näher ich ihm, und damit auch der Kiste, kam, desto ungemütlicher kam sie mir vor. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie ich dort hineinpassen sollte.
»Ähmm...ja…also… hier ist die Kiste, mehr brauchen wir nicht, oder? « fragte er ziemlich verlegen. Immer wieder blickte er sich nervös um, fast so, als erwarte er, dass jemand um die Ecke spränge und laut »hab dich« oder etwas Ähnliches rufen würde. Doch das tat natürlich niemand. Ohne große Probleme zwängte ich mich in die winzige Holzkiste, auch wenn ich merkte, dass mir hier drin schon bald sämtliche Körperteile

einschlafen würden. Doch das war es mir wert, ich hätte so gut wie alles getan, um von hier zu verschwinden. Vorsichtig setzte er den Deckel auf die Kiste und verschloss sie sorgfältig. Nun kam fast kein Licht mehr hinein und von meiner Position aus konnte ich auch nicht gut hinaus gucken.
»Dir geht's auch wirklich gut, da drin? « Sein besorgter Unterton war nicht zu überhören, doch ich achtete nicht weiter drauf. Ich war voll freudiger Erwartungen auf das, was nach dieser Reise kommen sollte. Nachdem ich einmal gegen die hölzerne Wand geschlagen hatte, spürte ich, wie die Kiste, in der ich saß, angehoben und weggetragen wurde. Er bewegte sich schnell vorwärts. Bald waren laute Stimmen zu hören. In dem Stimmengewirr verstand ich kaum ein Wort, was zum Teil vielleicht auch daran lag, dass die meisten englisch miteinander sprachen. Nachdem er mich abgestellt hatte und ich in der Kiste dort ewig stand, spürte ich, wie jemand die Kiste ruckartig hochnahm und irgendwann wieder fallen ließ. Beinahe hätte ich aufgeschrieen, vor Schreck und Schmerz, konnte mir aber noch rechtzeitig auf die Zunge beißen, was allerdings auch schmerzhaft war. Nach einer, wie es mir erschien, Ewigkeit, fuhr das Schiff endlich ab. Mein Herz schlug mir bis zum Hals. Alles, was ich mir erträumt hatte, sollte nun wahr werden. Ich konnte es nicht mehr erwarten, endlich wieder dieses Schiff zu verlassen, an einem neuen, fremden Ort. Von nun an sollte alles besser werden.

Frankreich, Le Havre, 1811-1815

Mein Traum war jedoch frühzeitig geplatzt, als das Schiff nun doch, anstatt nach Großbritannien zu fahren, noch nach Le Havre gefahren war, denn dort entdeckte mich ein britischer Matrose. Er hat mich vom Schiff geschleppt und angeschrieen, aber ich verstand kein einziges Wort. Der arme Schiffsjunge wollte mir noch helfen, allerdings wurde er von einem anderen Matrosen mitgenommen. Was sie mit dem kleinen Kerl gemacht haben, weiß ich nicht, es war mir auch eigentlich egal, denn ich hatte genug damit zu tun, mich in einer völlig fremden Stadt zurecht zu finden.
Ich war das allererste Mal in meinem bisherigen Leben auf mich ganz allein gestellt. Als ich dem Schiff, und damit auch meiner Chance auf das Leben, wie ich es mir wünschte, hinterher sah, wie es immer kleiner wurde, war ich nah dran, einfach aufzugeben. Ich wollte meine Träume zusammen mit diesem Schiff wegfahren lassen, weit, weit weg…
Doch stattdessen sah ich mir den Hafen an. Er war gigantisch im Gegensatz zu dem Hafen, den ich gewöhnt war. Den kleinen Hafen von einem unbedeutenden Fischerdorf übertraf dieser bei weitem. Hier stank es zwar bestialisch, allerdings mischten sich unter den ekelerregenden Fischgestank auch andere Gerüche, allein in der Geruchsvielfalt offenbarte sich vor mir eine ganz neue Welt. Egal wo ich hinsah, überall waren Menschen und die überwältigende Überzahl von ihnen war wohlständig, oder sah zumindest so aus. In dieser Stadt legte man anscheinend sehr viel Wert auf sein Äußeres. Das war ich von meinem kleinen Dorf natürlich nicht gewohnt. Ich sah mich weiter um, und bei allem, was ich neu entdeckte und was, wie fast alles hier, wunderschön war, kam ich mir jedes Mal ein wenig schäbiger vor. Ich ließ mich von den ganzen neuen Eindrücken so sehr in den Bann schlagen, dass ich vergaß, darauf zu achten, wohin ich ging. Ich ließ mich einfach nur in der Menge dieser wundervoll gekleideten Menschen treiben. Irgendwann erwachte ich dann aus dieser Art Trance und wusste nicht mehr, wo ich war. In einer kleinen Häuserecke ließ ich mich nieder und wollte darüber nachdenken, was ich jetzt tun sollte. Mit einem Mal wurde mir dann aber klar, wie müde

ich war. Ich musste eine ganze Zeit lang einfach nur der Menge gefolgt sein. Als ich dort, erschöpft, alleine, in dieser Ecke saß, brach alles über mich hinein. Ich war mitten in einer Großstadt, in der ich niemanden kannte, auch nicht die Stadt selber. Wie sollte ich mich hier zurecht finden oder gar herauskommen? Ich war verloren! Zurück konnte ich auch nicht mehr, nicht einmal, wenn ich gewollt hätte. Ich wusste ja nicht, wie ich zurückkommen sollte. Ich fing an zu weinen. Ich hatte in meinem ganzen Leben noch nicht wegen etwas Ähnlichem geweint. Mir waren alle anderen Menschen egal und ich hatte früher auch nie dieses leere Gefühl in mir gespürt. Ich konnte die Tränen einfach nicht zurückhalten. Sie rollten meine Wangen hinab, solange bis die Sonne hinter diesen riesigen, wunderschönen und für mich so befremdlichen Häusern untergegangen war. Wie lange ich dort saß und einfach nur weinte, weiß ich nicht. Ich hatte jegliche Orientierung in der Welt um mich herum verloren. Doch nun brach die Müdigkeit über mich herein. In dieser kleinen Ecke lehnte ich mich nun vor lauter Erschöpfung an die Hauswand an und schloss die Augen. Die Tränen liefen, weniger als zuvor, aber sie liefen. Es war eine viel zu kalte Nacht, um draußen zu schlafen, doch ich konnte mich vor lauter Müdigkeit nicht mehr bewegen. Also schlief ich mit Tränen im Gesicht an diese Hauswand angelehnt, in einer Stadt, die ich nicht kannte, ein.
Ich wachte auf und fühlte mich wie in Wolken gehüllt. Dieses Gefühl war so herrlich, ich hatte noch nie etwas Vergleichbares gespürt. Aus Angst, dass ich wieder in dieser ungemütlichen, kalten Ecke liegen würde, wenn ich die Augen öffnete, ließ ich sie geschlossen. Es war wunderbar warm und so unendlich weich. In diesem Moment wollte ich nichts sehnlicher, als nie wieder die Augen zu öffnen. Das Licht der strahlenden Sonne ließ mich jedoch nicht in Ruhe. Blinzelnd sah ich mich um. Ich lag in einem Bett. Wie war ich denn da hineingekommen? Und wo war ich hier? Das Bett stand in einem wunderbar eingerichteten Raum. Sehr edel und teuer sieht es hier aus, dachte ich noch, bevor ich jemanden die Treppen draußen hochkommen hörte. Es musste also ein zweistöckiges Haus sein. Ein Lächeln stahl sich auf mein Gesicht, das nur noch breiter wurde, als die Tür zu dem Zimmer, indem ich lag, aufging und ich einen Blick in den weitläufigen Flur werfen konnte. Die Wände waren getäfelt, von so etwas hatte ich nur gehört und immer geträumt. Ich konnte mein Glück kaum fassen. Doch wie war ich hier her gekommen?
»Du bist also doch aufgewacht. « Verwirrt blickte ich in das lächelnde Gesicht einer alten Frau. Sie trug ein Tablett mit einer zarten, dampfenden Porzellantasse.
Das Lächeln auf meinem Gesicht verschwand und ich muss einen ziemlich erschrockenen oder zumindest sehr verwirrten Ausdruck angenommen haben.
»Aber Französisch kannst du doch sprechen, oder? « Ich konnte nichts weiter tun, als zu nicken. Sie war zwar alt, aber in meinen Augen wunderschön.
Ihr Kleid sah so edel aus, viel edler als jedes andre Kleid, welche ich zuvor gesehen hatte. Es war mit Spitze verziert und ihre langen Haare waren zu einem hohen Knoten gebunden, welcher mit einem Seidenband verziert war. Ihr Gesichte strahlte vor Güte und ihre kleinen Augen sahen mich ganz liebevoll an. Ihre Lippen hatte sie sich leicht rot angemalt und das Gesicht war weiß, zu weiß, als dass es natürlich sein konnte. Sie war von stattlicher Statur, was ihr aber wunderbar stand. Ich denke, sie war die schönste Frau, der ich je begegnet bin.
»Ich habe dir einen Tee gemacht. Vielleicht trinkst du ihn erstmal und dabei oder danach, ganz wie du willst, können wir uns ja ein wenig unterhalten. « Erst jetzt viel mir

ihr Akzent auf. Zuordnen konnte ich ihn jedoch nicht. Ich fühlte mich so schäbig in ihrer für mich so glänzenden Gegenwart.
»Wieso bin ich hier? Und wie bin ich hier her gekommen? « Ich wollte nicht undankbar klingen, aber die Neugier ließ mir keine Ruhe.
»Ich habe dich an meiner Hauswand gelehnt gefunden. Du warst völlig unterkühlt. Außerdem siehst du nicht sehr genährt aus. Wo kommst du denn her? « Ich erzählte ihr, wie ich hier her gekommen war, während ich den Tee trank. In meinem ganzen Leben hatte ich noch nie etwas so Köstliches getrunken. Was genau es für ein Tee war, wusste ich nicht, davon hatte ich auch gar keine Ahnung, aber er war für mein Geschmacksempfinden unglaublich gut.
»Aber dann hast du hier ja niemanden. Wie hast du dir das vorgestellt? « Ihr mitfühlender Blick ließ mich erröten. » Nun ja… eigentlich hatte ich mir darüber gar keine Gedanken gemacht. Ich wollte nur aus diesem Dorf raus. Was danach auf mich zukommen würde, darüber habe ich noch nicht weiter nachgedacht. «
Inzwischen kam es mir auch wahnsinnig vor, nicht darüber nachgedacht zu haben, was ich machen sollte, wenn mein Plan, nach England zu gelangen, gescheitert wäre. Aber eigentlich hatte ich ja nicht mal darüber nachgedacht, was ich gemacht hätte, wenn es geklappt hätte.
»Weißt du, als ich etwas älter war als du, hatte ich auch vor, von zu Hause wegzugehen und mein eigenes Glück zu finden. Nun ja, von zu Hause fort bin ich ja. Aber mein Glück habe ich nicht gefunden. Ich bin Engländerin, war aber schon früh von Frankreich fasziniert. Meine Eltern waren Adlige, aber sie sind früh gestorben. Mit ungefähr zwanzig Jahren habe ich mir dann hier mein Leben aufgebaut. Bevor du dich nicht richtig erholt hast, werde ich dich nicht gehen lassen.«

Aber auch darüber hinaus kümmerte sie sich rührend um mich. Ich konnte bei ihr leben und kümmerte mich dafür um den Haushalt. Auch bei Lucie hatte ich mich mehr oder weniger um das kleine Haus kümmern müssen. Aber das hier war ganz anders. Es war riesig und wunderschön. Genau das Haus, von dem ich immer geträumt hatte. Doch nun hatte sich durch Zufall und sehr viel Glück, zuvor Pech, ein Teil des großartigen Plans meines künftigen Lebens verwirklichen können.
Sie behandelte mich wie eine Tochter. Denn eine solche hatte sie sich gewünscht, seit dem sie ihren Heimatort in England verlassen hatte. Nachdem sie in Frankreich angekommen war und sich hier auch schon gut eingelebt hatte, hatte sie den Mann kennen gelernt, dem ihr Herz bis heute gehörte. Er war ein relativ wohlhabender Mann, jedoch interessierte er sich nicht für sie und deswegen blieb sie lieber allein. Ihr Herz war gebrochen und sie hatte seither niemals etwas Ähnliches für einen Mann empfinden können.
Wir hatten eine wunderbare Zeit, doch schon, als wir uns kennen lernten, war ihr klar gewesen, dass sie nicht mehr allzu lange zu leben hatte. In ihr hatte ich endlich auch eine Art Mutterersatz gefunden. Auch wenn sie meine leibliche Mutter gewesen wäre, hätte ich sie nicht mehr lieben können. Wir verbrachten jede Sekunde unserer drei gemeinsamen Jahre miteinander. Sie lehrte mich das Schreiben und Lesen und dank ihr genoss ich eine halbwegs gute Bildung. Das Lernen machte mir richtig Spaß und ich war auch sehr wissbegierig. Und auch sie gab gerne ihr Wissen weiter. Ich lebte ein Leben, so wie ich es mir mit neun Jahren gewünscht hatte. Dieses Leben war alles, was ich schon

immer wollte. Und nun hatte ich endlich eine, zugegeben kleine, aber richtige Familie. So viel wie in diesen Jahren habe ich nie gelacht. Obwohl ich mich auch nicht wirklich daran erinnern konnte, jemals zuvor sehr glücklich gewesen zu sein.

Frankreich, Le Havre, 1815-1816

Inzwischen verdiente ich mir meinen Lebensunterhalt mit allem, was gerade gebraucht wurde. Mit nun schon siebzehn Jahren hatte ich erneut ein ganzes Leben verloren. Ich dachte, meinen Traum endlich erreicht zu haben, doch dann starb Brianna. Mir fällt dabei auf, dass ich ihren Namen bisher nicht erwähnt hatte. Sie mochte ihren Namen nicht. Sie hat mir auch nie erzählt warum, aber ich hatte mir dadurch angewöhnt, sie nie beim Namen zu nennen. Kurz nach ihrem Tod hatte ich einen Mann kennen gelernt. Um genau zu sein, hatte sie ihn mir eigentlich sogar vorgestellt. Denn auch sie hatte ihn für einen ehrlichen Mann gehalten. Edward war nach ihrem Tod für mich da und ich hatte mich in seine Arme geworfen, aus Angst wieder alleine zu sein. Alles, was ich wollte, war endlich eine Familie zu haben, endlich mehr zu sein. Ich wollte eine Familie haben, obwohl ich schon in Brianna eine wunderbare gefunden hatte, nur leider war sie nicht von langer Dauer gewesen. Doch immer noch glaubte ich an das Gute in jedem Menschen und dachte, da Brianna ihn mir vorgestellt hatte, Edward müsste ein edler Mann sein.

Ein halbes Jahr, nachdem Brianna gestorben war, brannte ihr Haus, welches sie mir, wie alles, was in ihrem Besitz war, vermacht hatte, bis auf die Grundmauern ab und ich stand wieder vor dem Nichts. Nach dem Brand habe ich nie wieder etwas von Edward gehört. Ich suchte tagelang in den verbrannten Trümmern des Hauses nach irgendwelchen brauchbaren Überresten. Doch alles, was ich fand, war ein alter Handspiegel, der vom Feuer völlig unbeschädigt war. Diesen Spiegel hatte ich noch nie zuvor gesehen. Oder falls doch, war er mir nur nie aufgefallen. Nein, ich war mir sicher ihn noch nie gesehen zu haben, denn er wäre mir bestimmt aufgefallen. Er war wunderschön. Woraus der Spiegel war, konnte ich nicht sagen, aber er sah überaus wertvoll aus. Als Griff dienten die Beine einer Frau mit Flügeln. Sie war einfach perfekt. Das Gesicht war detailliert ausgearbeitet. Sie sah traurig aus und wenn man ganz genau hinsah, konnte man sogar leicht glitzernde Tränen in ihren winzigen Augenwinkeln entdecken. Ihre Haltung war so, als wäre sie gerade aus dem Himmel gesprungen und ihre Bekleidung war zu allem Überfluss noch ziemlich spärlich. Die Spiegelfläche war in ihr nach oben fliegendes Haar gebettet. Doch am meisten beeindruckten mich ihre Flügel. Ein Teil der Flügel ragte aus ihren wohlgeformten Hüften und diese bogen sich leicht nach vorn, wohingegen die mächtigen Flügel aus ihren Schulterblättern herausragten. Sie waren viel größer als die anderen und jede einzelne Feder war zu erkennen. Dieser Handspiegel war ein Meisterwerk. Noch nie in meinem Leben hatte ich etwas Vergleichbares gesehen. Das Beste daran aber war, er gehörte mir. Nie im Leben wäre ich auf die Idee gekommen, ihn zu verkaufen. Er war alles, was mir von Brianna geblieben war und ich glaubte fest daran, dass es ihr letztes Geschenk an mich war.

Jedoch wusste ich nicht, was ich nun machen sollte. Ich hatte in den letzten Jahren einige gute Kontakte zu reichen Leuten knüpfen können. Glücklicherweise waren diese auch bereit, mir ein wenig unter die Arme zu greifen, doch ich musste dafür auch

gewisse Gegenleistungen bringen. Diese reichen Leute waren meist vereinsamte grimmige Frauen, derer sich niemand annehmen wollte. Die meisten von ihnen hatten ein Dienstmädchen, also konnte ich nichts weiter tun, als ihnen Gesellschaft zu leisten. Ich verbrachte viele Abende mit diesen Damen in ihren für sie viel zu großen und damit auch ziemlich einsamen Häusern. Für einige von ihnen wurde ich nach einiger Zeit zum Familienersatz. Ich fühlte mich jedoch nie wieder so wohl, wie ich es bei Brianna getan hatte. Oft lag ich nachts wach und trauerte um sie. Ich weinte mich in dieser Zeit so oft in den Schlaf, wollte nicht begreifen, dass ich sie nie wieder sehen würde und dass ihr wunderschönes Haus abgebrannt war. Ich schämte mich dafür, nicht besser auf ihr Vermächtnis aufgepasst zu haben und verlor mich im Selbstmitleid. Irgendwann beschloss ich wegzugehen. Nach Großbritannien, so wie ich es schon vor ungefähr fünf Jahren vorgehabt hatte. Sobald ich diesen Entschluss gefasst hatte, dauerte es keine Woche und ich hatte meine wenigen Sachen gepackt, alle Vorkehrungen getroffen und machte mich auf den Weg zum Hafen. Niemandem hatte ich erzählt, was ich vorhatte und es war mir auch egal, ob die Leute, die ich sowieso nicht kannte –und die vor allem mich nicht kannten- wussten, wo ich war oder wie es mir ging.

Newhaven, England, 1817-1819

»An welchem Punkt in meinem Leben hätte ich besser nicht weiter gehen sollen? Damals, als ich nicht nach England gelangt bin? Es war wahrscheinlich schon eine Vorwarnung, auf alles, was darauf folgte… meinst du nicht? « Das mitleidig dreinblickende Gesicht der jungen Hündin auf meinem Schoß sah sabbernd zu mir hoch. Ich streichelte über ihren weichen Kopf und eine Träne fiel in ihr fast weißes Fell. »Ich hätte zurückgehen sollen, zurück zu Lucie, zum Fischmarkt. Aber vielleicht hätten sie mich nicht wieder aufgenommen. Andererseits habe ich so den wundervollsten Menschen kennen lernen dürfen der je auf Erden gewandelt ist: Brianna. Ich vermisse sie so sehr! « Meine Stimme ging im erstickten Schluchzen unter. Ich weiß nicht mehr, seit wann ich nur noch mit Tieren redete. Seit dem Tag, als ich in Newhaven ankam, verschloss ich mich jeglichem Kontakt gegenüber anderen Menschen. Ich hatte geliebt und wurde verlassen, ich hatte vertraut und wurde verraten. Ich sah also keinen weiteren Grund mehr, mich irgendjemandem anzuvertrauen. Vielleicht war es die Angst verletzt zu werden oder einfach nur die ständige Einsamkeit, die mich langsam innerlich zerfallen ließ. So hatte ich mir mein Leben nicht vorgestellt. Mit neun Jahren hatte ich gedacht, dass es, wenn ich einmal neunzehn bin, dann ganz anders wäre als damals. Ich wollte doch weg von der Armut, hatte mir gedacht, dass ich mit spätestens mit einundzwanzig glücklich verheiratet wäre und in einem wunderschönen Haus mit weitläufigem Garten leben würde. Und nun saß ich wieder in der Gosse und kümmerte mich um herumstreunende Hunde, nur um mit jemandem reden zu können, vor dem ich keine Angst hatte. Ich besaß nicht mehr viel. Die meisten meiner Kleider, die ich noch aus Frankreich hatte, musste ich verkaufen. Doch eines besaß ich noch, und ich würde es um nichts in der Welt hergeben: den Handspiegel. Manchmal, wenn ich nah am Verzweifeln war, holte ich ihn aus meiner Manteltasche hervor und betrachtete ihn. Wenn ich dann die Augen schloss und mit ihm nah an mein Herz gedrückt einschlummerte, konnte ich Briannas Stimme hören. Was sie sagte, habe ich nicht verstanden, aber sie gab mir immer wieder meinen Lebensmut zurück. Um hier zu überleben, hatte ich mich prostituiert. Ich hasste es mehr als alles andere, mich

irgendwelchen Männern hinzugeben, die mir Geld dafür gaben. Doch was mich am meisten an ihnen störte war, dass sie stanken. Ich hatte noch nie in meinem ganzen Leben gut mit schlechten Gerüchen klar kommen können, doch nun musste ich es. Ich weinte mehr als jemals zuvor.
Die kleine Hündin rollte sich auf meinem Schoß zusammen und legte sich den Kopf auf die zu groß aussehenden Pfoten. Ich sah mir das kleine Wesen etwas genauer an. Es war ein richtig niedlicher Hund, durch die großen Pfoten schloss ich darauf, dass sie sehr groß werden würde, wenn sie nicht vorher verhungerte oder eines anderen Todes starb. Mein Blick fiel auf den Handspiegel, der neben ihr auf der Decke lag, auf der ich saß. Die Kleine sprang auf, als ich vor Schrecken zusammen zuckte. Erschrocken sprang auch ich auf und drehte mich um. Die Hauswand dort sah immer noch genau so aus, wie zuvor auch. Ich nahm den Spiegel in die Hand und betrachtete ihn genauer. Die Streunerin stieß sanft mit ihrer Nase in meine Wade, doch ich beachtete sie nicht. In der Spiegelfläche hatte ich eben gerade eine Flamme gesehen, da war ich mir ganz sicher. Drehte ich schon durch? Vielleicht war ich ja wirklich dem Wahnsinn verfallen und wer könnte mir das schon verübeln? Schließlich war ich mit gerade mal zwölf Jahren aus meinem Heimatdorf abgehauen und hatte in einer anderen Stadt eine kleine Familie gefunden, mich verliebt und hatte beide wieder verloren und war nun einfach nur noch eine Straßennutte, wie man hier Frauen wie mich nannte. Ich war den Tränen nahe. Feuer! Es hatte mein Leben zerstört. Wäre das Haus nicht abgebrannt, wo wäre ich dann jetzt? Vielleicht hätte ich dann nie herausgefunden, dass Edward nur reicher werden wollte, und hätte mich inzwischen schon mit ihm verlobt oder mehr. Warum flüchte ich mich immer in diese „Was wäre, wenn- Tagträumereien"? Ich wollte es mir nicht eingestehen, aber wenn ich ehrlich bin, hatte ich genug vom Leben. Ich lebte nur noch vor mich hin. Jeden Tag hier in diesen stinkigen Vierteln mit den Hunden und nachts suchte ich nach Männern, die mich für Sex bezahlten. Es war wider meine Lebensträume, aber es war nun einmal die Realität. Ich hatte schon früh lernen müssen, dass im Leben nicht alles so läuft, wie man es gerne hätte. Mein ganzes Leben lang hatte ich mich beweisen müssen und was hatte es mir gebracht? Nichts, rein gar nichts! Ich saß in diesem Leben fest und sah keinen Ausweg. Und das alles mitten im Winter!

Einige Monate später lag ich mitten in der Nacht wach und starrte den Spiegel Briannas an. Inzwischen hatte ich mich daran gewöhnt, dass ich in ihm manchmal seltsame Dinge sah. Ich hatte mich damit abgefunden nicht mehr klar denken zu können. Immer wieder verlor ich mich in meinen Tagträumen oder wachte auf und wunderte mich, wo ich war. Seit einigen Wochen wollte mich kein einziger Mann mehr mitnehmen, da sie Angst vor mir hatten oder was weiß ich, warum mich keiner mehr eines Blickes würdigte. Ich stahl mir mein Essen und die Hündin hatte ich immer dabei. Ich hatte sie Luna getauft, da sie für mich war wie der Mondschein, hell und Trost spendend. Schon wieder hatte ich mich an jemanden gebunden, auch wenn es dieses mal nur ein Hund war, so war es für mich doch wieder wie eine Familie, ich hatte ja außer ihr niemanden. Jede Nacht schliefen wir woanders und jeden Abend saß ich vor dem Spiegel und sah hinein. Es hatte etwas Tröstliches, so dazusitzen, mit Luna ganz nah bei mir und den Spiegel betrachtend im sanften Licht des Mondes. Der Spiegel zeigte mir inzwischen schon mehr, doch mir wurde nie klar, was er mir zeigte oder was ich mir einbildete, was er mir zeigen würde. Zuerst sah ich immer wieder Flammen, sehr viele Flammen, dann eine

Brücke, eine wunderschöne Brücke und das letzte, was er mir zeigte, war ein kleines Kind, das mit dem Rücken zur Oberfläche in einem langen Kanal trieb. Verstehen konnte oder wollte ich es nicht, vielleicht war mir da auch schon alles egal.
Jeden Tag lebte ich einfach vor mich hin, Luna immer an meiner Seite. Wir konnten nicht mehr ohne den jeweils anderen leben beziehungsweise überleben. Doch dadurch, dass wir jeden Tag woanders aufwachten, wurde es auch wieder leichter für mich, Männer zu finden, die mit mir eine Nacht teilten und mich dafür auch gut bezahlten. Währenddessen war ich mit meinen Gedanken immer bei Luna. Fragte mich, was sie grade tat, wo sie grade war oder wie ich sie wieder finden sollte. Wobei Letzteres das geringste Problem war. Sie hörte auf meinen Pfiff, sobald ich in ihrer Nähe einen solchen Laut ausstieß, kam sie angerannt. Jedes Mal, wenn ich sie auf mich zurennen sah, fiel mir ein Stein vom Herzen. Die Angst sie zu verlieren, schnürte mir die Kehle zu. Da hatte ich mich erfolgreich davor gerettet, keine Gefühle mehr zu anderen Menschen aufzubauen, und war umso abhängiger von einer Hündin. Ich hatte ja nur noch sie. Nicht mal meine Hoffnungen, die ich mir immer so stur bewahrt hatte, waren geblieben. Sie waren einfach weg, zusammen mit Brianna gestorben? Oder erst mit ihrem Haus abgebrannt? Bei dem Gedanken an Brianna konnte ich immer noch nicht die Tränen zurückhalten. Dass mir von ihr nur noch der Handspiegel geblieben war, machte mich umso trauriger. Doch andererseits, was hätte ich ohne ihn gemacht? Ohne den Spiegel hätte ich schon längst jeden Lebenswillen verloren und wahrscheinlich nicht einmal Luna hätte mich dazu bewegen können, nicht einfach in dieser ekelhaften Ecke liegen zu bleiben. Wo wir waren, wusste ich schon lange nicht mehr. Wir gingen unseren Weg und ich hoffte, er würde uns auch irgendwann irgendwo hin führen.
Ich wusste ja nicht wohin!

Epilog

Irgendwo in England, 1819
Verzweiflung - inzwischen konnte ich mit Recht behaupten, zu wissen, was das ist! Familien hatte ich verloren, ob ich sie nun mochte oder nicht, waren es doch immer Familien für mich.
Zuerst meine Mutter, auch wenn ich mich nicht einmal an sie erinnern kann, dann Lucie und mit ihr meinen Heimatort- auch wenn ich mir das selber so ausgesucht hatte. Irgendwie war der Schiffsjunge auch zu so etwas wie meiner Familie geworden. Mir war er immer egal gewesen, doch inzwischen wusste ich, was er für mich getan hatte. Er hatte mir geholfen in ein anderes Leben zu flüchten und ich bin ihm im Nachhinein dafür sehr dankbar, bedauere es jedoch, nicht schon früher etwas weitsichtiger gewesen zu sein und ihm nicht nur immer Spott und Gleichgültigkeit entgegengebracht zu haben. Dann war da natürlich Brianna, die beste Mutter, die ich mir je hätte wünschen können. Sie war der Mensch, den ich am meisten in meinem Leben geliebt hatte. Auch wenn Edward ein Widerling war, so habe ich ihn doch in mein Herz geschlossen, so ist mir in den letzten paar Tagen bewusst geworden, in denen ich so sehr über mein Leben nachgedacht habe. In den letzten Tagen, um genauer zu sein, seit drei Tagen in tiefster Verzweiflung. Die Flammen im Spiegel, jetzt weiß ich, was sie zu bedeuten hatten, jetzt wo es zu spät ist…

Vor drei Tagen hatten sich einige Halbwüchsige hier in der Gegend einen Spaß daraus gemacht, streunende Hunde mit brennenden Gegenständen zu bewerfen. Luna bekam einen dieser Gegenstände ab. Warum sie? Warum jetzt? Ich hatte mich gerade wieder gefangen, war wieder halbwegs mit meinem Leben klar gekommen. Warum musste ich sie jetzt verlieren? Warum muss ich andauernd meine Familien verlieren? Das ich ein Kind in mir trug, war mir seit geraumer Zeit klar gewesen, doch ich würde niemals für es sorgen können, das wusste ich. Ich war mir nicht einmal sicher, ob ich überhaupt für ein Kind sorgen wollte. Eigentlich ist mir auch bewusst, dass ich niemals die Möglichkeit bekommen würde, mich um eines zu kümmern. Hatte ich mir dieses Schicksal ausgesucht? - wahrscheinlich… Über diese Sachen dachte ich nach, seit drei Tagen. Die Tränen sind in diesen ganzen Tagen nicht ein einziges Mal stehen geblieben. Den Spiegel hatte ich weit fortgeworfen. Dieser Spiegel! Wozu war ein Spiegel gut, der so schlechte Dinge vorhersagt, ohne dass man sie ändern kann? Ich hatte ihn zerbrochen und weggeworfen in den tiefsten Fluss, den ich finden konnte. Er sollte niemandem mehr unabwendbares Unglück vorhersagen, niemanden mehr in die Verzweiflung treiben. Und jetzt stand ich auf einer Brücke, die mir seltsam bekannt vorkam, und lehnte mich mit dem Rücken an das kalte Geländer an. Der Wind wehte mir eine einzelne Strähne ins Gesicht. Mein Atem wurde ganz langsam und regelmäßig. Eine weitere Träne lief mein Schmutzverschmiertes Gesicht hinab. So stand ich einfach nur da und versuchte meine Gedanken zu verdrängen. Ich wollte jetzt nichts mehr denken. Aus meinen geschlossenen Augen liefen immer mehr Tränen, doch steuern konnte ich sie schon lange nicht mehr. Ich atmete tief durch und ließ mich fallen. Der Aufprall auf die Wasseroberfläche nahm mir den Atem, aber es war mir egal. Ich bewegte mich nicht und wartete, bis alles Leben aus mir gewichen war und ich nicht mehr um meine verlorenen Familien zu trauern brauchte.

Theresa Wass

Die Kette

Da erblickte ich sie. Im Schaufenster eines kleinen Antiquitätengeschäftes.
Ihre hellgrünen Steine funkelten in der Sonne und ich hielt mir meine Hand vor das Gesicht, um nicht geblendet zu werden. Sie zog mich geradezu magisch an. Ich betrat den Laden und hatte das Gefühl eine andere Welt zu betreten. Es war dunkel und staubig, doch angenehm kühl. Eine paar alte Gläser auf einem Regal reflektierten das wenige Sonnenlicht, das durch die Scheibe fiel, und warfen bunte Muster an die Wand. Es roch nach Vergangenheit.
Ich schlenderte langsam durch den Laden, blätterte durch die Seiten einiger alter, verstaubter Bücher. Bestaunte die fremden, mir unbekannten Dinge auf den dicht stehenden Regalen.
In einer dunklen Ecke saß ein Mann mit schneeweißem Haar. Er schlief mit dem Kopf auf die Brust gesenkt und eine kleine getigerte Katze hatte sich auf seinem Schoß

zusammengerollt.
Ich wollte ihn nicht wecken und so schlich ich auf Zehenspitzen weiter bis zum Fenster, in dem ich die Kette von draußen gesehen hatte. Sie war wirklich wunderschön und bestimmt sehr alt. Ich drehte mich noch einmal um und vergewisserte mich, dass der Mann noch schlief. Nur die Katze war von ihrem Schlafplatz heruntergesprungen und strich mir um die Beine.
Vorsichtig berührte ich die schimmernden Steine der Kette, hob sie hoch und legte sie mir um den Hals.
Ich erschrak. Sie war eiskalt. Schnell wollte ich sie abnehmen, doch so sehr ich auch an ihr zerrte, ich bekam sie nicht ab. Ich geriet in Panik, stolperte und riss ein Regal mit, das ich verzweifelt umklammerte. Gläser klirrten und dumpf fiel etwas zu Boden.
Mir wurde kalt. Ich konnte nichts mehr sehen, nicht mehr atmen. Die Kälte, die nun den Raum erfüllte, schnürte mir den Hals zu. Der Raum in dem ich gestanden hatte verschwand. Das Letzte, was ich hörte, war das leise Miauen der Katze und dann fiel ich.

Lynn Schmökel

Der Abschiedsbrief

Mein Liebster !

Wie konnte es nur so weit kommen? Wie konnten alle zulassen, dass es soweit kommt? Wie konnten alle es mit ansehen ohne etwas dagegen zu unternehmen? Wie konnten alle nur die Augen vor der Wahrheit verschließen?
All diese Fragen schwirren mir schon seit Wochen, ja schon seit Monaten im Kopf umher, doch NIE habe ich eine Antwort auf eine dieser Fragen erhalten. Bitte tue doch etwas. Bitte hilf mir aus meiner Not. Ich weiß weder ein noch aus.
Du bist so weit entfernt und doch bist du mir immer sehr nahe. Ich träume jede Nacht von dir. Von dir, wie du auf der Lichtung stehst, unserer Lichtung, und immer wieder meinen Namen rufst. Damals sah ich deinen verzweifelten Blick, deine Angst. Ich saß im Schatten zweier Bäume, nicht weit entfernt von dir, doch ich konnte nicht zu dir kommen. Da war etwas, dass mich zurückhielt. Eine Kraft, vielleicht meine Angst. Meine Angst vor dem Abschied.
Als ich sah, wie du weggingst, saß ich nur stillschweigend da und schaute dir nach. Ich hätte dir nachlaufen laufen sollen, doch da war diese verdammte Angst. Ich wusste, dass dies DER Abschied sein würde, der Abschied für die Ewigkeit, denn ich wusste schon damals, was früher oder später mit meiner Familie und mir geschehen würde, ich hatte es oft genug bei anderen mit ansehen müssen, ich habe es trotz alledem nicht geschafft.
Ich möchte dich so gerne um Verzeihung bitten, dir sagen, wie sehr es mir leid, tut und dir sagen, wie sehr ich dich brauche, besonders jetzt, doch ich weiß, dass es nun zu spät ist. Ich bereue es so sehr, dich nicht ein letztes Mal umarmt und geküsst zu haben. Nun liege ich hier und warte auf den Tod, einsam und allein.

Ich hätte dir so gerne gesagt, wie sehr ich dich immer lieben werde, was auch immer geschehen mag. Ob es nun der Tod oder sonst etwas sein sollte, meine Liebe zu dir ist und bleibt grenzenlos.
Es tut mir alles unendlich leid. Mein Herz verzehrt sich nach dir und deiner Liebe, doch wir werden uns in diesem Leben niemals wieder sehen, denn heute ist der Tag meiner Hinrichtung.

In ewiger Liebe,
deine Sophie

Paul Feist

Zufall

Es war kalt. Nun, eigentlich war es nicht kalt, aber ein kalter Windhauch blies ihm ins Gesicht, während er energisch zahlreiche Male auf das leicht verschmutzte Klingelschild mit der Aufschrift *„Neuss"* drückte und danach auf die Uhr in seinem metallisch roten Handy sah – halb drei. Als nichts passierte, presste er seinen rechten Zeigefinger erneut zahlreiche Male gegen den Klingelauslöser. Irgendwann öffnete sich langsam die Tür. Durch einen kleinen Spalt war das schwache, warme Leuchten einer Lampe zu sehen. Als sich die Tür weiter öffnete, stand eine dunkelblonde Frau mittlerer Statur mit völlig zerzausten Haaren vor ihm.
<< Was machst du denn hier…? >>
<< Darf ich… vielleicht reinkommen? Als ich grade nach Hause kam, habe ich sie… mit einem anderen in meinem Bett gesehen…>>
Die Frau wurde schlagartig munter. Aus ihren vorher beinahe leblos herunterhängenden Lippen formte sich eine Art mitleidvolles Lächeln.
<< Komm rein… aber ich glaub', ich brauch' jetzt Kaffee. >>

Die Frau schlurfte barfuß in ihrem hellgelb-grau-gestreiften H&M-Kapuzenpullover der Marke Standard, für den wahrscheinlich zahlreiche Kinder in Bangladesch schuften mussten, den mit Parkettboden ausgelegten Flur hinunter. Als Hose trug sie eine seltsam mitgenommen aussehende hellblaue Jeans, welche sie vermutlich eben irgendwo in der Ecke ihrer Wohnung gefunden hatte. Danach richtete er sein Augenmerk auf ihren Kopf. Erst jetzt fiel ihm auf, wie zerzaust ihre Haare wirklich waren, schon fast strohig wirkten sie. Wie lang sie wohl jeden Tag ihre Haare machen musste?

Als sie in die linke Tür des Flures bog, um Kaffee zuzubereiten, folgte er dem kahlen weißen Flur zur Quelle des Lichtes, welches zwar nun bereits stärker war, aber nichts von seiner Wärme verloren hatte, ins Wohnzimmer, in welchem er schon früher viele Stunden verbracht hatte. Die orangefarbenen Wände waren mit Fotos und Erinnerungsgegenständen besetzt. Hier eine Konzertkarte, da ein Foto mit ihr und ein paar Freunden, dort hinten ein T-Shirt mit der Aufschrift *„Uffie's Banging"* neben dem

Poster vom „Havanna"-Club. Es schien, als wollte sie ihr Leben einfangen und ein Teil dessen in diesen Raum fließen lassen… und sie hatte es auch geschafft. Das Zimmer war wohl einer der charismatischsten Orte, die er je gesehen hatte. Trotzdem war es spärlich eingerichtet. Ein sandfarbenes, hölzernes Regal fungierte als Raumtrenner, vor diesem stand noch ein kleiner, rechteckiger Pressspanholztisch in derselben Farbe, zwei Stühle, die vermutlich zum Tisch gehörten, ein kleiner hüfthoher Schrank, in welchem sich wahrscheinlich ihre Kleidung befand, und eine gelbe Sitzbanane - auf diese war sie schon immer stolz, sie besaß sie, seitdem sie denken konnte. Hinter dem Regal standen dann noch ein riesiges, zum Bett umfunktioniertes Schlafsofa, welches zur Hälfte mit einem glücklicherweise nicht fusselnden Flokatiteppich belegt war, davor ein kleiner schwarzer Fernseher mit DVD-Player, ein kleiner weißlicher Ecktisch, auf welchem ein älterer Computer mit beigem Monitor und ehemals weißer Tastatur stand, sowie eine gewöhnliche Zimmerpflanze und ein breites Fenster, von dem aus er einen freien Blick auf die Kulisse des nächtlichen Mauerparks hatte.

Er zog seine Schuhe aus und setzte sich auf den Rand des Bettes. Er hatte es irgendwie weicher in Erinnerung, doch an seine grenzenlose Gemütlichkeit konnte er sich entsinnen. Instinktiv ließ er sich zurückfallen und sah die leicht erblasst weiße Decke an. Kurz darauf richtete er sich wieder auf und sah sich erneut um. Der Raum war unordentlich, überall lagen Kleidungsstücke herum – braune Schals, wie sie außer ihr wohl niemand tragen würde, Jeans, mehrere Blusen – hätte er nicht gewusst, wie stilvoll sie in ihnen aussah, hätte er jeden, bei dem er sie gesehen hätte, für verrückt erklärt – einige Pullover und eine dunkelrote Jacke. Vereinzelte Bücher und Unterlagen zu ihrem Journalismus-Studium waren auch auf dem Boden zu entdecken sowie eine aufgeklappte, zerkratzte DVD-Hülle des Films *„Tiger & Dragon"* in der 2-DVD-Special-Edition. Trotzdessen wirkte der Raum grundlegend sauber, er hätte nirgendwo Dreck oder ähnliches vermutet.

<< Willst du auch welchen? >>, fragte sie, als sie mit einem Becher Kaffee den Raum betrat.

Er sah zu ihr.

<< Danke nein, Eva. >>.

Sie setzte sich neben ihn und sah ihn mit ihren großen grünlichen Augen an.

<< Wir haben uns so lange nicht mehr gesehen… >>

Bedauernd nickte er.

<< Ich weiß. Etwa ein Jahr ist es mittlerweile glaube ich her. >>

<< Und… wie ist es dir so ergangen? Also in dem letzten Jahr. >>

Daraufhin seufzte er leicht und lächelte sie an.

<< Nun… Ich bin immer noch armer Lehramtsstudent, lebe noch in meiner Wohnung an der Warschauer Straße, habe mittlerweile DSL und bis eben war ich noch mit Sahra zusammen. >>

Sie begann leise zu kichern, sodass sich leichte Grübchen in ihrem Gesicht abzeichneten, welche dessen Schönheit aber nicht minderten, im Gegenteil: Es unterstrich ihre Natürlichkeit.

<< Wie ich sehe, hast du deinen Humor nicht verloren. >>

Er zuckte verlegen mit den Schultern.

<< Wie könnte ich? >>

Ihre Mundwinkel hoben sich zusammen mit ihrer Stirn leicht an, sodass es wirkte, als ob sie in nostalgischer Erinnerung schwebte.

<< Ja…. >>

Beide hielten inne.

<< Und wie ist es dir ergangen? >>

Ein selbstironisches Lächeln zeichnete sich auf ihrem Gesicht ab.

<< Naja, mal besser, mal schlechter. Das Leben halt. >>

<< Wie geht es Aron? Von ihm habe ich genauso lang nichts mehr gehört. >>

Sie senkte den Kopf leicht nach unten.

<< Ich weiß es nicht – seitdem wir uns letzte Woche getrennt haben, habe ich nicht mehr mit ihm gesprochen. >>

<< Was ist passiert? >>

Sie seufzte und sah ihm voller Konzentration in die Augen.

<< Weißt du… ich liebte ihn einfach nicht mehr. Doch erzähl mir lieber von deinem Problem. >>

Er nickte zustimmend.

<< Ich kam grade von der Uni, ich hatte heute noch etwas zu erledigen und war dann erst um halb zehn zu Hause. Ich öffnete die Tür, ging in die Wohnung und… naja… dort sah ich sie dann, wie sie es grade mit diesem Typen getrieben hatte. >>

<< Kanntest du ihn? >>

<< Nein… >>

<< Glaubst du, dass sie das regelmäßig gemacht hat? >>

<< Ich weiß es nicht… Und eigentlich ist es mir auch egal. >>

<< Wie lief es überhaupt zwischen euch beiden? >>

<< Wir hatten eine glückliche Beziehung, würde man sagen. >>

<< Und was würdest du sagen? >>

<< Was meinst du? >>

<< Naja, was würdest du über eure Beziehung sagen? Liebst du sie noch? >>

<< Natürlich… Ich weiß nicht… Ich glaube nicht… >> Er zögerte. << Nein. Es war der Alltag, der uns zusammengehalten hat, aber lieben tue ich sie nicht. >>

Daraufhin ließen sich beide nach hinten fallen und sahen einfach nur die Decke an. Während ihm nach einiger Zeit jede einzelne Pore in der Struktur der Decke auffiel, dachte er an nichts – Und es war beruhigend. Es wirkte völlig befreiend auf ihn, einfach nur auf diesem Bett neben Eva zu liegen und über nichts zu denken – nicht über Sarah, nicht über das Studium, über nichts, einfach den Moment auf sich wirken zu lassen. Er wusste nicht, für wie lange sie die Decke ansahen – ein paar Stunden? Eine? Eine halbe Stunde? Oder waren es nur wenige Minuten? Trotzdem machte es ihn glücklich und der Effekt auf sie schien ein ähnlicher zu sein.

Sie brach irgendwann das Schweigen.

<< Warum haben wir uns so lange nicht gesehen? >>

Er richtete seinen Kopf in ihre Richtung und begann nachzudenken.

<< Ich weiß nicht… Du hattest Aron, ich hatte Sarah. Wir hatten beide Prüfungsstress,

über die Semesterferien warst du nicht da, zwischendurch war auch noch BVG-Streik… >>

Abermals begann sie zu kichern, sodass er wieder die kleinen Grübchen auf ihrem Gesicht sehen konnte. Danach wurde sie ruhig und nachdenklich.
<< Vielleicht… hatte unsere Freundschaft einfach nicht mehr sollen sein… >>

Nach einigen Minuten weiteren Schweigens stellte sie die Frage, die sie die ganze Nacht lang bereits interessierte:
<< Warum eigentlich erst plötzlich jetzt? >>
<< Hä? >>
<< Warum eigentlich tauchst du erst jetzt plötzlich auf? Natürlich, wegen der Sache mit Sarah… aber warum solange nicht und jetzt plötzlich doch? >>
<< Du hattest mir doch diesen Brief zugeschickt. >>

Verwundert zog sie ihre Augenbrauen in die Höhe und drehte den Kopf leicht.
<< Welchen Brief? >>
<< Den Brief, in dem du meintest, wir sollten uns mal wieder sehen und dass du immer für mich da wärest. Er kam vor etwa einer Woche an. >>

Nachdem ihre Augenbrauen wieder in die gewohnte Höhe zurückgefallen waren, begann sie energisch den Kopf zu schütteln.
<< Ich… ich habe so einen Brief nie geschrieben. >>
<< Aber er war in deiner Handschrift. >>
<< Hast du ihn dabei? >>
<< Nein… vor ein paar Tagen muss ich ihn verloren haben. >>
<< Du, ich hab‘ nie so einen Brief geschrieben. >>
<< Keine Ahnung… Ich habe ihn jedenfalls erhalten. >>

Daraufhin brach für einige Minuten Stille aus.

Plötzlich stand sie auf und ging zum Regal. Es war mit allerlei Dingen gefüllt. Nun, genau genommen mit allem Möglichen, da sie ja nicht mehr viel andere Orte zum Verstauen hatte. Unten war eine Reihe von Kisten, in welchen sich vermutlich Papiere aller Art befanden. Darüber kamen Bücher – Vom Bett aus konnte er nur George Orwells *„1984“* und ein paar Bücher von Trudi Canavan identifizieren –, DVDs, etwa doppelt so viele wie vor einem Jahr, was ihn verwunderte, Spiele und zwei Etagen voller verschiedenster Gegenstände des alltäglichen Lebens. Sie nahm ein Feuerzeug aus ihrer Hose, hielt in der anderen Hand ein längliches Objekt, vermutlich ein Räucherstäbchen, welches sie zuvor aus einer kleinen Schachtel im Regal geholt hatte, zündete es an und legte es in eine dafür vorgesehene Vorrichtung. Langsam durchzogen paradiesische kleine Rauchwellen das Zimmer, während sie in der Etage darunter nach einer DVD der Serie *„Friends“* griff und diese in den DVD-Player legte.
Daraufhin nahm sie sich die Fernbedienung, schmiss sich auf das Sofa und lehnte ihren Kopf gegen seine Schulter, welcher sie daraufhin nur ansah und fragte:
<< Wie in alten Zeiten? >>
<< Wie in alten Zeiten. >>

Nach einiger Zeit des Lachens und der Erheiterung, zu deren Ende allerdings noch nachtgebundene Dunkelheit vor dem Fenster zu sehen war, schloss sie für kurze Zeit

die Augen und schien für einen Moment in ihr Innerstes zu blicken. Als sie sie wieder öffnete, sah sie ihn lächelnd und zufrieden an.
<< Ich bin glücklich, dass ich dich endlich wieder getroffen habe. >>
Er nickte abermals.
<< Ja… ich auch… >>
Sie sah ihm konzentriert tief in seine Augen, als ob sie wortwörtlich in den Spiegel seiner Seele blicken wollte, näherte ihren Kopf langsam dem seinen und küsste ihn. Zuerst schreckte er zurück und hielt inne. Dann allerdings sah er sie an, beugte sich wieder nach vorne und erwiderte den Kuss.

Was nun mit dem seltsamen Brief war? Nun, vielleicht hat sie ihm den Brief geschrieben und ihn später aus Peinlichkeit verleugnet. Vielleicht gab es den Brief nicht und er hatte ihn einfach erfunden. Vielleicht hat sich auch das Schicksal einfach einen Weg gebahnt, diesen Brief erschaffen und die Beziehungen der beiden zum Scheitern gebracht. Vielleicht auch nicht. Ist das denn wirklich relevant?

Rebecca Klars

Die Begegnung

Letztens ich eine Entdeckung tat,
die mich ließ unterbrechen mein Telefonat.
Zuerst dachte ich an eine Wundertat,
hatte keine Erklärung dafür parat.
Völlig versteinert wie ein Zinnsoldat,
ich mir Hilfe von oben erbat.
Ich glaubte an Verrat!
Was war geschehen mit meinen Sinnen,
waren gerade dabei mir völlig zu entrinnen...
Und doch, ich war mir sicher,
oh Gott, es wurde immer bedenklicher!
Es fühlte sich an wie eine Missetat,
sah ich im Ernst mein Duplikat!!!
Eine Gestalt, fremd und fern,

doch hatte ich sie auf Anhieb sehr gern.
Ich wusste nicht, wie mir geschah,
doch dann plötzlich, da wurde's mir klar:
war ich vielleicht völlig -- alkoholika???!
Und wie von Geisterhand,
diese Person mit mir aufstand.
sich hob und senkte ganz akkurat,
genauso, wie ich es immer tat.
Aber das Schlimmste an der ganzen Sache,
sie wusste immer, was ich machte,
ob ich lachte oder nachdachte,
es war so, als ob sie mich überwachte!
Jeden Morgen, so ein Schreck!,
sie ging einfach nicht weg!!!!
Ich konnte tun, was auch immer,
loswerden würd' ich sie nimmer.
Doch dann, einmal,
ich hielt's nicht mehr aus diese Qual,
schlug ich zu mehrere Mal'.
Und nach wenigen Sekunden,
war das Biest endlich verschwunden!!!

Maik Kaiser

Das Leben Tscheyns

Vorwort

Diese Geschichte trug sich zu in einer Welt, die wir Menschen uns heutzutage kaum noch vorstellen können. Dabei ist sie der unseren doch gar nicht so unähnlich. Nur die Tatsache, dass die Magie noch in dieser Welt lebt, unterscheidet sie von der uns bekannten. Auch hier haben die Menschen die Vorteile der Mechanik entdeckt und ausgebaut, auch hier gibt es Metropolen und Dörfer, die sich dem Großstadttum entgegensetzen. Aber dennoch ist auch die Magie ein großer Teil des Alltags. Ich weiß leider nicht genau, wie ich es beschreiben soll, daher lass ich dies übernehmen von Prof.

Dr. Simmerick, dem Verfasser eines sehr geeigneten Schulbuchs über die Magie. Aufgrund besserer Übersicht ist der Text aber gekürzt:

"Kapitel 1:
Woher kommt die Magie und wie wird sie genutzt?

1.1-Der Æther:
Der Æther ist eine substanzlose Kraft,[...] die von außerhalb unserer Welt stammt. Fakt ist, dass alles, was je hier entstanden ist, entsteht und entstehen wird, mit diesem Æther verbunden ist. Da er ungleichmäßig pulsiert, wie die Forschung zur Zeit annimmt,[...] ist die Verbundenheit mit dem Æther jedoch bei jedem Gegenstand oder Lebewesen unterschiedlich stark ausgeprägt.[...]

1.2-Verwendung des Æthers:
Den Æther zu verwenden ist eine Sache der Konzentration. Im Prinzip ist es, sobald man sich daran gewöhnt hat, als ob man den Arm bewege.[...] Doch bis dahin können mehrere Jahre vergehen und viele Leute haben schon Schwierigkeiten, sich darauf zu konzentrieren einen Löffel herbeifliegen zu lassen. [...] Ansonsten aber sind der Verwendung des Æthers nur wenige Grenzen gesetzt: nämlich durch die eigene Moral und Kreativität, sowie die Verbundenheit mit dem Æther. Gemeint ist, dass ein Ding, das stärker verbunden ist, es leichter hat, den Æther zu kontrollieren, als eines mit weniger Verbundenheit[...]"
(Aus: "Magie für die Schule", von Prof. Dr. H. J. Simmerick, erstmals gedruckt und herausgegeben von Murray Inc., 1593, daraufhin regelmäßig aktualisiert und neu verlegt von diversen Druckereien)

Außer der Omnipräsenz der Magie sei noch gesagt, dass es dort Dinge gibt, die wir uns nur schwer vorstellen können. Farben zum Beispiel, die wir nicht kennen. Um solche zu beschreiben, werde ich sagen, welche Emotion sie am ehesten auslösen. Nicht dass jemand denkt, die Farbe des Neids sei grün oder weiß der Geier was. Mit der Farbe des Neids ist eine Farbe gemeint, die den Betrachter an Neid erinnert (ohne ihn aber neidisch machen zu müssen).
Wann immer also etwas in der Erzählung vorkommt, das der normalen Logik widersprechen könnte, dort ist es wahrscheinlich sogar Alltag.

Nun, da wir uns damit befasst haben, noch ein Schlusswort: Nur weil diese Welt der unseren ziemlich ähnlich ist, heißt das noch lange nicht, dass wir uns gut in ihr zurechtfänden. Religionen, Zeitrechnungen, Sprachen, technische Errungenschaften und politische Systeme, sowie hier und da die Auffassung der Moral – dies alles seien mal eben nebenbei erwähnte Unterschiede.

Genug des Vorworts, kommen wir zum spannenderen Teil:

Prolog

Das Jahr 487. Technik ist erst im Inbegriff, bekannt zu werden. Die Leute mussten sich zu dieser Zeit mehr mit Magie befassen als in den kommenden Jahren, Jahrzehnten, Jahrhunderten, Jahrtausenden, Jahrmillionen und so fort. Es ist also nicht weiter überraschend, dass die größten Magier, Hexer, Zauberer, wie immer man sie denn nun nennen will, aus dieser Zeit kommen. Der Æther hatte in dieser Ära des Universums erstaunlich oft einen höheren Ausschlag, was heißt, dass viele Menschen von vornherein stark mit ihm verbunden waren. Starke Verbundenheit war sogar so normal, dass viele kluge Köpfe zu dieser Zeit noch glaubten, die Sonne scheine, da sie verbunden genug ist, die Luft um sich zu erhitzen und brennen zu lassen.
Zu dieser Zeit lebte ein sehr erfolgreicher Magier, der seinen Namen aber nie preisgab, weshalb er nur als "Sorcas" bekannt wurde, was in seiner Heimatsprache "Unglück" bedeutet. Wieso er so genannt wurde? Wegen des schieren Unglücks, das ihn in seinem Leben ereilte, welches sich aber niemand erklären konnte. Keiner kennt die wahre Geschichte von Sorcas' Schaffen, das ihn leztlich eines tragischen Todes sterben ließ.
Er war einer der Wenigen, die per Æther eine Verbindung zu Glück und Unglück herstellen konnten und diese zwei Urmächte so an einen Punkt fokussieren und binden konnten. Dies war natürlich eine ungeheuer große Entdeckung, aber er behielt sie für sich. Denn wenn er davon erzählt hätte, hätte er es erklären müssen und dann hätte jeder dahergelaufene Straßenmagier Glück oder Pech heraufbeschwören können. Damit er also nicht ständig Glück herbeizaubern musste, wollte er sich einen Glücksbringer im wahrsten Sinne des Wortes herstellen. Er nahm eine Kette und benutzte einen ziemlich komplizierten Zauber. Dies war fatal, denn dadurch, dass er sich auf so viele verschiedene Dinge konzentrieren musste, fiel ihm nicht auf, dass er statt des Glücks aus Versehen das Unglück auf die Kette und alles, was sich zwischen ihr befand, band. Glücklich nahm Sorcas die Kette auf, legte sie sich um und ging seiner Wege.
Zwei Jahre später – er war zwischenzeitlich bestohlen, unschuldig eingekerkert, von den Mithäftlingen als Prügelknabe missbraucht, durch die Kanalisation gezerrt und sowieso auf viele unsagbar widerliche Arten gedemütigt, geschädigt und der Freude beraubt worden – wollte er sich das Leben nehmen, stolperte aber und brach sich die Wirbelsäule, woraufhin er querschnittsgelähmt und stumm ein trostloses Dasein fristen musste. Die Schuld auf die Kette zu schieben, dieser Gedanke war ihm nicht gekommen. Sorcas war sich bis zu seinem Tode im Alter von 43 Jahren sicher, dass die Kette ihm noch Glück bescheren würde. Diesen Wunsch erfüllte dieses böse kleine Ding ihm aber nicht.
Seine unglückliche Leiche wurde einige Jahre später geschändet, die Kette dabei gestohlen. Sie legte eine nicht weiter verfolgte Reise zurück, während Sorcas' Leichnam endlich seine ungestörte Ruhe haben konnte.

1.Kapitel
Die Anfänge

Wie gesagt, der Weg der Kette wurde nicht weiter verfolgt, er ist auch ziemlich unwichtig. Zum Schluss jedoch, knapp 1300 Jahre später, 1764 um genau zu sein, landet sie in einem kleinen Wald, der nahe einer kleinen Stadt steht, durch welche sich niedliche, kleine Bächlein schlängeln, in welchen niedliche, kleine Fischchen schwimmen... Ihr wisst, worauf ich hinaus möchte. Es ist eine erholsame, dem Frieden verschriebene Stadt, dessen größter Einfluss auf den Verlauf der Weltgeschichte sich darin zeigt, dass hier ein Junge geboren wurde, der später Bürgermeister in einer Stadt in einem entfernten Land wurde. Dort brachte er dann ein Gesetz durch, dass das Zaubern zum Zwecke der Änderung der Sinneswahrnehmung stoppte. In unserer Welt ist das gleichzusetzen mit einem Drogenkonsumverbot.
Dennoch ist dieses niedliche Städtchen für uns interessant, da hier die letzten Besitzer der Sorcas'schen Kette leben. Um genau zu sein, jetzt noch nicht, denn die Kette liegt ja noch im Wald, wo sie, nachdem sie viele schöne Leben ruiniert hatte, nichts anstellt, außer einigen unachtsamen Ameisen alle Beine zu brechen. Als aber eines Tages ein Junge von gut 20 Jahren, der auf den Namen Tscheyn hört, dieses niedliche, kleine Wäldchen betritt, da entdeckt er dieses unheilvolle Artefakt, ohne dass der einen Schimmer seiner grausamen Vergangenheit gehabt hätte. Er steckt es ein und geht weiter. Er besucht noch einen Blumenladen, denn seine Freundin wartet daheim auf ihn, und er möchte sie mit einer Kleinigkeit überraschen. Ihre Lieblingsblumen sind leider ausverkauft, aber Tusen sind ja auch schick. Er nimmt also einen Strauß eben solcher und zieht von dannen. Während er so rumstraucht, fällt ihm auf, wie schön eigentlich die Verkäuferin gewesen ist, aber er lebt in einer Beziehung, und (obwohl sie nicht gerade umwerfend aussah) seine Freundin würde er für die Verkäuferin nicht hergeben, wahrscheinlich hat sie außer dem guten Aussehen sowieso keine Qualitäten. Das ist eben der Fluch dieser Stadt, schön und nicht arrogant, das gibt es hier zu selten. Zu Senwas Leid (Senwa ist quasi eine Parallele zu Gott) fielen Tscheyn die Tusen unterwegs auf den Boden, und seine Magie ist nunmal zu schwach ausgeprägt, als dass er diesen ehemals schönen Strauch wieder hätte schön machen können. Schade.
Zu dieser Zeit arbeitete ein Mädchen, 19, Cadena geheißen, mit ihrer Mutter in einem Blumenladen, um die Herzen ihrer Mitmenschen höher schlagen zu lassen. Ob sie das nun mit Blumen oder mit ihrer Schönheit tat, das sei mal dahingestellt. Sie mochte den Job eigentlich, doch an einigen Tagen geschah einfach nichts und die redelustigen Kunden mieden den Laden anscheinend um jeden Preis. Der einzig nennenswerte Kunde war ein Junge, schlaksig, aber irgendwo doch ganz süß. Cadena wusste nicht einmal genau, was ihn so bemerkenswert machte, in einem kurzen Gespräch stellte sich sogar heraus, dass er nicht einmal gut im Zaubern sei. Vielleicht war das Besondere an ihm ja, dass er dennoch eine sehr magische Aura besaß. Sie wusste es nicht, und gegen Abend vergaß sie ihn auch wieder, als sie für die Familie kochte. Dies war eine Tradition geworden, da ihre magisch zubereiteten Gerichte immer besser bei der Familie ankamen als die hausfraulich zubereiteten Speisen ihrer Mutter, die Magie anscheinend nur besaß, um beim Fernsehen nicht aufstehen zu müssen.

2.Kapitel

Tscheyn- die nächsten Tage

Er kam Heim. Zwar rief Tscheyn mehrmals den Namen seiner Freundin, doch er bekam keine Antwort. Als er in die Küche trat, fiel ihm ein kleiner Notizzettel auf dem Tisch auf. Unsicher ging er auf ihn zu, als dieser plötzlich zu reden anfing. Dass sein "Schnucki" ihn verlassen habe, dass sie nun jemanden gefunden hatte, der zu zaubern verstand und dem Geldsorgen wie eine Sage aus längst vergangenen Zeiten vorkamen, dass sie Tscheyn zwar vermissen würde, aber darüber hinwegkäme, dass er nicht versuchen solle, sie zurück zu bekommen. Diese Tatsachen schmiss das hinterlistige Stück Papier ihm zu. Tscheyn verstand es nicht. Sie sagte, sie würde ihn lieben, aber das tat sie augenscheinlich nicht. Seltsamerweise aber begann er nicht zu verzweifeln, wie er es sich in den Anfängen seiner Beziehung ausgemalt hatte, als sie noch abweisend ihm gegenüber wirkte und sich ihm nur widerwillig hingab. Natürlich war er traurig, aber mehr noch war er enttäuscht, von ihr, von dem Fremden, von sich. Er hatte immer gedacht, dass er zusammenbrechen würde, dass die Welt ihm grau erscheine. Dass er die nächsten Monate oder gar Jahre nur noch seine Kleider der Farbe der Trauer anziehen würde. Dass er einen guten Magier aufsuchen würde, der Tscheyn in seinem eigenen Schatten einsperrt, sodass er sich mit seinen eigenen Gedanken in seiner eigenen Welt verkriechen könnte. Doch auch nach der Enttäuschung war ihm nach nichts davon zumute. Stattdessen überkam ihn nun ein Gefühl der Freiheit und ihm wurde letzten Endes klar, dass Tscheyn nie eine Frau geliebt hat.
Als Tscheyn sich eines Morgens, so eine Woche später, auf seinen Stuhl am Küchentisch setzte, der ihn freundlich begrüßte, begann er mit einem Schlag damit, alles um herum in einem besseren Licht zu sehen, sich auf die Welt und ihre Überraschungen, auf die andere Seite des Lichts, die jenseits des Schattens lag und auf die Menschen zu freuen. Außerdem war ihm nach Unterhaltung. Nun, seine Freundin war schon nützlich gewesen, an ein neues Junggesellenleben müsste sich der Ärmste erst wieder gewöhnen. Doch danach war ihm nicht, und so beschloss Tscheyn, dass er dem Mädchen im Blumenladen einen Besuch abstatten würde und hoffte insgeheim, dass sie doch nicht eine der 08/15-Schlampen dieser Stadt war. Er sah noch einmal auf die schöne Kette, die er seiner Freundin überreichen wollte, die aber nun links liegen gelassen wurde, und machte sich los, zum ersten Date wollte er schließlich nicht zu spät kommen, dachte er mit einem Lächeln. Auf dem Weg zum Laden fand er eine 1 Skon-Münze. Als er ankam, war das zauberhafte Mädchen gerade in ein Gespräch vertieft und Tscheyn wollte nicht als so unhöflich gelten, dass er Leute wegen eher belangloseren Dingen unterbrach. Also sah er sich noch ein wenig im Laden um. Und das, obwohl ihm Blumen noch nie sonderlich lagen, es sei denn sie wuchsen im Freien. Solche Pflanzen hatten es ihm angetan, die sich in der Wildnis selbst zum Wachsen bringen müssen, die den Kampf gegen Mutter Natur und ihre fiesen Tricks gewannen. Ganz im Gedanken verloren über einige schöne Pflanzen, die er im Wald gesehen hatte, tönte es mit lieblicher Stimme von hinter ihm, ob er Hilfe benötige. Tscheyn schaute sich um, ob nicht vielleicht Kunden zugegen waren, die tatsächlich welche bräuchten. Doch als er sicher war, dass niemand da war und auch die Straße ziemlich leer aussah, begann er, mit dem Blumenmädchen über die Arbeit zu reden. Themen wie "Muss man sich für diesen Job denn gut mit Blumen auskennen?", "Wie lange und wann wird denn hier so gearbeitet?" oder auch "Macht's denn Spaß?" wurden angeschnitten, bevor die eine oder andere Bemerkung das Gespräch immer öfter in Richtung Beziehungen abdriften ließ. (Wie einfach das doch ist,

wenn man mitten in einem Laden steht, umringt von Blumen, die meisten mit dem Ziel, dem/der Beschenkten die Liebe zu gestehen.) Diejenigen Blumen, die die Absicht des schlaksigen jungen Mannes erahnten, begannen errötend vor sich hin zu kichern. Cadena selbst aber ließ sich während eines Gesprächs nie auch nur irgendwie ablenken und so konnte sie den roten Corearts nichts ansehen, was ihr die Natur der Unterhaltung mit ihm verraten hätte. Nach einer gut gefüllten Stunde aber, in der nicht ein Kunde den Laden betreten hatte, konnte sie es sich selbst denken. Und es schmeichelte ihr. Denn trotz ihrer Schönheit hatten noch nicht allzu viele junge Männer ein Auge auf sie geworfen. Das lag wohl daran, dass eben jene, sollten sie je einen Blumenladen betreten, schon in einer Beziehung lebten. Und so lockerte sich die Atmosphäre allmählich, und erst nach insgesamt vier Stunden verabschiedete sich Tscheyn. Und so waren beide glücklich über den Tag und schliefen beruhigt ein. Einen ähnlichen Tagesablauf hatten die beiden die ganze nächste Woche und sie kamen sich minütlich näher, bis sich irgendwann beide sicher waren, dass sie der wunderbaren Person vor sich verfallen waren. Tscheyn und Cadena gaben sich zum Abschied des vierten Tages einen Kuss und beschämt wie kleine Kinder sahen sie sich um, ob einer der vielen Kunden im Laden, die nun Cadenas Mutter immer häufiger zu übernehmen hatte, dies gesehen hatte. Hatte niemand.

Im Laufe der Zeit, um die zwei Monate nachdem Tscheyns Freundin ihn verließ, ließ jener den Wert der Kette schätzen, da er fand, dass sie sehr wertvoll aussah und sie immer noch ein wunderbares Geschenk abgeben würde, vor allem, wenn seine Pläne sich erfüllen würden. Sehr wertvoll, ein schickes Häuschen sollte das gute Ding wert sein. Nicht dass Tscheyn das Geld brauche, seine Familie hat ihm einiges vererbt und ein Job als Lehrer der theoretischen Magie war aufgrund der überwältigend langweiligen Beschäftigung und des daraus resultierenden Mangels jenes armen Menschenschlags ziemlich gut bezahlt. Doch etwas Wertvolles zu schenken war dennoch ein höchst erfüllendes Gefühl.

Ein Jahr ist vergangen, und eines Morgens war Tscheyn mal wieder auf dem Weg zu Cadenas zu Hause. Mit der Kette in der Hand wollte er gerade die Straße überqueren, als plötzlich ein Geschöpf, bestehend aus Zeit, auf ihn zulief und ihn umstieß, wobei er sich den Kopf aufschlug. Dem Wesen hinterher hechtete ein hagerer Herr, dessen Atem schon ganz verflogen war. Dieser nicht zu verachtende Magier hatte wohl die Zeit totschlagen wollen (im übertragenen Sinne!), und diese deswegen persönlich herbeigerufen. Der hagere Herr war vor wenigen Minuten übrigens noch ein junger Knabe, was Magierleben angeht, gewesen, nicht älter als 30, doch nun waren seine Haare grau wie Staub. Das passiert ab und an, und die Zeit wurde schlussendlich wieder eingefangen und in ihre fließende, für den Menschen nicht spürbare Gestalt gebracht. Doch ich schweife ab. Der Herr hatte sich natürlich um Tscheyn gekümmert und ihm den Kopf wieder zugemacht und sich mit einem Händeschütteln und mitleidvollem Blick entschuldigt. Als der Herr weiterging, kam es Tscheyn so vor, als wäre er mit dem Gesäß irgendwo gegengestoßen, doch da war nichts zum Gegenstoßen. Er ging leicht verwirrt weiter, als er ein Lächeln in seinem Spiegelbild entdeckte, das in einer Schaufenster neben ihm aufgetaucht war. Er fragte es, was es denn so lustig fände. Es fände es immer wieder komisch, wenn ein Mensch in der Welt außerhalb des Spiegels auf einen dummen Diebesstreich hereinfällt. Daraufhin gab Tscheyn etwas zurück, was dem Spiegelbild das Lächeln verdarb und ging weiter. "Auch dein Portemonnaie ist jetzt

weg, du nichtsnutziger Trottel!" hatte er gesagt...

3.Kapitel

Cadena- die gleiche Zeitspanne

Wie bereits erwähnt, Cadena war meistens für das Essen zuständig. Und was sie heute, zum Geburtstag ihrer Tante Vivania "zauberte" war einfach herrlichste Kost, wie kaum ein anderer sie hinbekommen hätte. Die Feier danach war ebenso umwerfend, wenn auch nicht von ihr organisiert. Auch dass ihr Vater nicht da war, da ihre Mutter und er sich durch eine Reihe unglücklicher Ereignisse verloren, störte nicht sonderlich, das lag ja alles schon so weit weg.
Das Ende hatte leider alles zerstört, obwohl es doch erst so schön lief.
Was genau es war, das wusste keiner, doch nach und nach waren alle schlechtester Laune. Vielleicht lag es daran, dass ihre Mutter sich mal wieder ein bisschen in den Vordergrund gedrängelt hatte, was Cadena überhaupt nicht ausstehen konnte. Denn das tat ihre Mutter ständig – und das nicht nur auf Festen, nein auch im Leben ihrer Tochter. Sie schickte damals Cadena auf eine Zauberförderschule, die Konzentration und theoretisches Wissen fördert. Dort sagte ihre Mutter dann, dass Cadena die Pflanzenkunde zu belegen habe, und da Cadena nichts dagegen hatte, tat sie dies dann auch. Erst später dämmerte ihr, dass ihre Mutter Cadena nur ihr eigenes Leben nachleben lassen wollte, nur besser vielleicht, denn sie konnte ja nicht zaubern, zumindest nicht gut. Um ehrlich zu sein, die meisten Steine, die irgendwie von Natur aus nur wenig Æther bekamen, konnten bessere Magie betreiben. Das meine ich übrigens im vollen Ernst. Steine konnten durchaus mal einen Baum aus der Erde sprießen lassen, wenn ihnen die Sonne zu sehr auf die glatte Fläche knallte. Cadenas Mutter nicht. Doch eigentlich wollte ich nur sagen, dass Cadena missmutig wurde, und sie ist die Sorte von Mensch, deren Gefühle sich auch ohne Magie auf andere überträgt, einfach weil man mitfühlen möchte.
Eine Woche später, die bösen Gedanken waren längst verflogen, denn Zorn stand der Familie nicht gut, sah sie wieder den schlaksigen Jungen den Laden betreten, während sie gerade einen Kunden beriet, der sich sehr für Zornfressende Pflanzen interessierte, da seine Frau und er sich öfter mal stritten in letzter Zeit. Dies war nun beileibe nicht Cadenas Lieblingsthema, denn Zorn und Nutzpflanzen waren beide nicht interessant für sie. Als sie ihn endlich los war, sah sie den jungen Mann gedankenverloren dastehen. Sie fragte, ob ihm zu helfen sei, und leitete damit, nachdem er sich umgeschaut hatte, das uns bekannte Gespräch ein, in dessen Verlauf sie immer mal wieder versuchte den Beziehungsstatus des attraktiven Gegenüber zu erfahren, da Tusen als die Blumen für die Liebe zu verstehen sind. Nachdem er über sein Schicksal erzählt hatte, wurde ihr auch langsam klar, dass er nicht zum Kauf von Blumen hier war, und die beiden unterhielten sich angeregter.
Elf Tage dann nach dem ersten Blickkontakt der beiden küssten sie sich verstohlen. Und manchmal ärgerte es sie, dass es so viele Blumen gab, die lebten, denn das Kichern der meist kindlich veranlagten Pflanzen war sehr anstrengend zu ertragen. Doch mit der Zeit bekamen auch sie mit, dass das nicht lustig, sondern eher romantisch war. Viele Blumen waren zwar immer noch zu doof, Romantik zu verstehen, aber dass man da nicht lachte,

wenigstens das wurde allen klar.
Und die Monate verstrichen, Tscheyn kam öfter auch mal bei ihr zu Hause vorbei, statt immer nur in den Laden. Nach insgesamt dann einem Jahr meinte er, sie solle sich mal frei nehmen, er würde ihr etwas Wichtiges mitzuteilen haben.

4.Kapitel
Der Anfang

Als er bei ihr ankam, er hätte nicht weniger wünschenswert aussehen können. Mürrisch, den Kopf zierte eine hässliche Wunde, die Klamotten wirkten zerrieben. Doch kaum fünf Minuten war er da, da war er wieder bester Laune, er hatte Ersatzsachen bekommen und die Wunde würde auch gleich weg sein. Als dies soweit war, rief Tscheyn Cadena, ihre Mutter und ihre Tante, die auf einen ihrer häufigen Besuche da war, in den Wohnraum. Als sie alle Platz genommen hatten...
Eine schöne Blume, eine Tuse um genau zu sein, ließ Tscheyn in der Luft entstehen, aus Staub, den er magisch einfärbte und schweben ließ. In dieser Blume erschien allmählich Cadenas Gesicht, immer weiter füllte es die Blume aus, bis diese schließlich ganz und gar dem zauberhaftesten Lächeln gewichen war. Dann erschien noch ein kleiner Kopf, er wuchs neben Cadenas und war als der von Tscheyn zu identifizieren. Als auch der endlich fertig war, begann ein Luftzug vom jetzt offen stehenden Fenster den Staub umherzuwirbeln. Die versammelte Damenschaft wollte schon kollektiv aufseufzen, als sie erkannte, dass nach und nach Buchstaben zu erkennen waren.
Als Cadena die Worte, die soeben nur für einen Augenblick sichtbar waren, bevor der Staub davonflog, um die Kette aus Tscheyns Jacke zu holen, gelesen hatte, errötete sie. Und als die Kette ihr um den Hals gelegt wurde, sie hätte glücklicher nicht sein können, hörte man nur noch ein Wort, bevor Tscheyn und Cadena eng umschlungen Zärtlichkeiten austauschten, während die beiden Damen gerührt einander anschauten. Dies eine Wort, das jedem der Anwesenden lange im Gedächtnis bleiben sollte, war: "Ja!"
Von diesem Tage an war Cadena fast durchgehend glücklich, und sie trug die Kette immer dann, wenn sie glücklich war. So auch zur Hochzeit. Diese ließen sich die beiden Liebenden nicht dadurch vermiesen, dass Tscheyns einziger noch lebender Blutsverwandter nicht kommen konnte. (Er blieb mitten im Regen stehen, weit weg von der nächsten Stadt, und zaubern konnte er nur recht schlecht, auf keinen Fall gut genug, um zu schweben oder Hilfe anzufordern.
Und das sollte das letzte sein, was Tscheyn je von ihm zu hören bekam, denn sein Onkel verlief sich in einem Wald und dort verbündeten sich die Bäume gegen ihn, wie gegen jeden Menschen, den sie für das Massensterben ihresgleichen verantwortlich machten. Wie schrecklich die Rache eines Waldes ist, der aus uralten und weisen Bäumen, dichtem Moos und natürlich einer Vielfalt an Lebewesen fleischlicher Art besteht, sei der Fantasie überlassen. Aber sie ist fürchterlich!) Auch dass die Torte eine Nussart beherbergte, gegen die die Braut allergisch war, war nicht weiter tragisch. Alles in Allem konnte die Hochzeit einem, der von der Kette wusste, so vorkommen, als sei das Unglück in ihr faul geworden, phlegmatisch oder einfach des Unglücksverbreitens überdrüssig. Diesem Jemand, den es nicht gab, kämen auch die nächsten Jahre eher als "normales Unglück" vor – Tscheyn verlor seinen Job aus Gründen, die ich nicht näher erläutern möchte, da

sie ziemlich unangenehm sind, und musste eine schlechter bezahlten annehmen. Cadena brach sich während des Treppehochsteigensunddanndochwiederrunterfallens ein Bein und einen Arm, aber das behinderte sie nur insgesamt ein Jahr lang, danach ging alles wieder den gewohnten Lauf. Der da war, dass es zwar immer weiter bergab ging, aber niemals wirklich schlimm. Und so waren beide trotz des Stresses immer noch die glücklichsten Menschen, die man sich vorstellen konnte.

5.Kapitel
Vom Ende

Doch das siebte Ehejahr sollte dann zeigen, dass die Kette nur gewartet hatte. Tscheyn ging wie jeden Morgen zur Bibliothek, in der er jetzt Bibliothek war. Dafür konnte er gut genug zaubern, langweilige Jobs lagen ihm generell und Büchern konnte er noch nie wirklich widerstehen. Als er jedenfalls den Weg entlangging, kam er beim guten alten Blumenladen vorbei. Er warf einen schnellen Blick hinein. Und da sah er ein Mädchen von rund 21 Jahren, das von mehreren Blumen bedrängt wurde. Es war diese Sorte Blumen, die sich von der Angst der Lebewesen um sich ernährt, und sie waren hungrige Biester. Cadenas Mutter und Cadena selbst waren wohl gerade ziemlich beschäftigt, denn keine der beiden kam zu Hilfe. Also ging Tscheyn selbst hinein und rettete die nicht unattraktive Unbekannte. Sie hatte ganz zwei Augen, eines schwarz wie das Gefieder eines Raben, wie er in Alpträumen Angst verbreitet, das andere so weiß, dass die Unschuld höchsteigen gegen diese Farbe als sündenlastiges Miststück gelten würde. Dieser Anblick war ebenso schön wie er verstörend wirkte, selbst in dieser Welt. Die Holde machte den Mund auf, doch Tscheyn hörte keinen Ton, stattdessen flüsterte sie ein "Danke" direkt in seinen Geist. Und obwohl er Cadena liebte und sie ihn, als die Fremde anfing zu lächeln, ein Lächeln, das Senwas selbst geschaffen haben musste, eines, das einem Normalsterblichen eigentlich nicht vergönnt sein durfte, da wollte er dieses anmutige Wesen küssen. Es war keine Liebe dabei, es war Neugier, hervorgerufen von einer der besten Gefühlsmanipulatorin, die das Land zu bieten hatte. Neugier. Diese glänzenden, fast ölig schwarz schimmernden Haare, die an den Spitzen in ein blendendes Weiß übergingen, fühlten sie sich so schön an, wie sie aussahen? Die makellose Haut, die hell leuchtete und doch jegliches Licht zu absorbieren schien, war sie kalt oder warm? Diese Lippen vom vollsten Blutrot, würden sie beißen oder zärtlich auf seinen liegen bleiben?
Und letzten Endes gab sie ihm, was er wollte, denn sie wusste genau, was er wollte, weil sie wollte, dass er es wollte. Und sie küssten sich.
Dies war sicher nicht der Anblick, den Cadena sich zu sehen erhofft hatte, als sie wieder an die Kasse ging. Sie erschrak leise, verzog sich hinter die Kasse auf den Boden und schluchzte leise vor sich hin. Doch gerade laut genug, um zu überhören, was Tscheyn der fremden Schlampe sagte. Und sie kratzte an der Kette, zwei große Narben schoben sich über das verzierte Gold.
Tscheyn spürte ihre weichen Lippen auf den seinen. Als er sich der Leidenschaft gerade ganz hingeben wollte, fiel ihm wieder ein, was er da tat. Und was er eigentlich nicht hätte tun sollen. Er entschuldigte sich bei der Dame, doch er habe eine Frau und sei glücklich mit ihr verheiratet. Daraufhin schaute die Angesprochene verlegen drein und bat um

Verzeihung. Tscheyn schaute sich um, denn ihm war, als hätte er eine Bewegung gesehen. Doch das war wohl nur ein Hauch von Erleichterung, der von einem Strauß genüsslich aufgesogen wurde. Und ein Schluchzen hörte er, obwohl keine Blume in diesem Laden nach Trauer aussah. Er sah auf die Kasse und kam zu dem Schluss, dass sie zu lang nicht gefüllt worden war. Er verließ den Laden mit der Hoffnung, diese Sache niemals erklären zu müssen. Er kam zu spät zur Arbeit.
Cadena verbrachte noch ungefähr eine Stunde hinter der Kasse, und sie wurde im Zehn-Minuten-Takt immer ungehaltener. Sie war auch abweisend ihrer Mutter gegenüber. Als sie aber schließlich ihren Kummer nicht mehr zurückhalten konnte, erzählte Cadena, was sie eben gesehen hatte. Ihre Mutter war geradezu entsetzt.
Am Abend kam Tscheyn nach Hause, mit einer schlechten Nachricht: er müsse für eine Woche weg, als Repräsentant der Stadtbücherei bei einer Messe in der Landesmitte. Cadena hatte damit gerechnet, dass er sich wenigstens erklären würde. Doch stattdessen schien er vorzuhaben, eine ganze Woche mit der Schönheit zu verbringen. In dieser Nacht konnte Cadena nur schlecht schlafen, um nicht laut weinen zu müssen, kaute sie auf der Kette, was Spuren auf dieser hinterließ. Auch auf diesen Verdacht reagierte ihre Mutter schockiert.
Tscheyn war am nächsten Morgen wieder auf dem Weg zur Arbeit, er hatte bemerkt, dass Cadena nicht zu schlafen vermochte und überlegte, ob vielleicht doch nicht die Kasse geschluchzt hatte und ob die Bewegung viellei... weiter kam er mit dem Gedanken nicht, denn aus heiterem Himmel wurde ihm schwarz vor Augen.
Heute kam Tscheyn nicht nach Hause, Cadena war krank vor Sorge. Mit ihren Fingernägeln tippte sie auf der Kette herum. Ihre Mutter hatte es erwartet.
Als er die Augen öffnete, dachte Tscheyn, er müsse sie noch einmal öffnen, denn es war zappenduster da, wo er war. Eine ihm vertraute Stimme fragte ihn, ob er das lustig fände, mit den Gefühlen ihrer Tochter zu spielen wie einst ein Mann es mit ihr selbst getan hatte? Doch als Tscheyn etwas sagen wollte, da war es schon zu spät. Cadenas Mutter hatte einem Mann, der typische Henkerskluft trug, ein Zeichen gegeben. Dann verging eine Minute, in der keiner sich regte. Die rachsüchtige Mutter war zufrieden und ging, nicht ohne dem Henker vorher einen großen Stapel Geld gegeben zu haben. Dieser schaute ebenfalls zufrieden zu Tscheyn, bevor er ging. Tscheyn selbst wollte aufstehen und gehen. Und es ging. Obwohl es ihm eben noch vorkam, als sei er festgeschnürt gewesen? Als er die Tür, die aus dem Keller führte, öffnen wollte, merkte er, dass es nicht ging. Die Klinke glitt aus seiner Hand. Also wandte er Magie an. Zu seinem Erstaunen war dies einfacher als gedacht.
Cadena wurde von ihrer Mutter getröstet. Um ehrlich zu sein, sie musste sich nur Schmähreden gegen die Männer anhören. Und Cadena trug die Kette dennoch weiter. Abend um Abend, Nacht um Nacht. Sie hatte viel durchgemacht und das sah man ihr an. Die Spuren der jüngsten Ereignisse zeichneten sich auf ihr ab, sowohl auf der Kette als auch auf Cadena.
Und so, Cadena trauernd, Tscheyn seine neue Natur entdeckend, verging ein weiteres Jahr.
Eines Nachts dann öffnete sich das Fenster des Zimmers, in dem Cadena schlief. Und auf einmal hörte sie Gedanken. Aber nicht ihre. "Die Mutter hat mich in ein Ætherwesen verwandelt!", "Ich liebe Dich!", "Ich kann nicht mehr zu Dir kommen..." und "Was ist seither passiert?" schwirrten in ihrem Kopf herum.

Er hatte herausgefunden, was passiert war mit ihm. Er wurde zu reinem Æther, jener Energie, die jeder begehrte. Und so war er eins mit allem. Es war seltsam, doch mit der Zeit hatte er gelernt, überall zugleich zu sein, zu zaubern, wie es vorher noch nie ging und sogar manche Gedanken konnte er lesen, wenn er es beliebte. Die Mutter und der Henker dachten zum Beispiel beide, dass der Henker Tscheyn in das Tageslicht gesperrt hätte, das schon wenige Momente später erlosch, als die beiden den Keller verließen. Den Henker hatte Tscheyn schon seinen Zorn spüren lassen. Ob er es wohl je begreifen werde, dass die Schlinge um seinen Körper sich immer fester zuzog, je härter er kämpfte? Und dass er nie sterben, dafür aber immer größere Schmerzen erleiden werde? Doch was seine schreckliche Schwiegermutter anging, er wollte Cadena erst alles offenbaren. Denn wahrscheinlich liebte sie ihre Mutter noch.
Nachdem er alles hatte erzählen lassen, durch Flammen im Kamin, durch den Wind, auf so viele schöne Arten, von dem Missverständnis, von seiner Verbannung, nahm Cadena ihre Kette und ging zur Mutter.

6.Kapitel
Alte Versprechen

Ihre Mutter wehrte sich nicht, als sie die schwere Kette auf den Kopf geschlagen bekam. Sie starb daran. Und ein weiteres Leben hatte die Kette beendet.
Sie rief nach Tscheyn, denn sie wollte jetzt auf keinen Fall alleine sein. Er kam, er war die ganze Zeit da gewesen. Er sagte ihr, dass diese Kette immer noch sein Ehegeschenk an sie war, sie waren für immer geeint. Doch wenn sie es nicht aushielt mit einem Æther zu leben, er verstände es und ließe sie gehen. In diesem Moment fiel die Kette auf den Boden, denn Cadena hatte sie fallen lassen. Aufgrund der jüngsten Schrammen zersprang die Kette in Kleinteile. Gleichzeitig verbannte sie Tscheyn aus ihrem Herzen, denn er konnte nicht zulassen, dass sie einen unvollkommenen Ehemann hätte. Und so ließ er sie ihn hassen. Jedes kleine Detail, das sie an ihm gestört hatte, erschien vor ihrem inneren Auge. Doch als er sie am nächsten Tag verließ, denn er konnte es nicht aushalten sie zu sehen, wie sie ihn hasste, und dennoch so schön dabei war, da fasste sie einen Entschluss. Sie liebte ihn. Und sie wusste, er würde nicht wiederkommen. Denn er hatte sie hassen gesehen und es nicht verkraftet. Sie nahm ein paar Teile der Kette in die Hand. Diese waren das einzige, was von ihrer wahren Liebe geblieben war, und sie warf sie aus dem Fenster. Dann drehte sie sich um und blickte auf ihren Schatten. Sie stieg hindurch und stand in einer Leere.
Hier dachte sie viel nach. Über ihr Leben.
Das Ende hatte leider alles zerstört, obwohl es doch erst so schön lief.
Die letzte Handlung in Cadenas Leben war, ein Licht herbeizuzaubern. Es strahlte heller als die Sonne, wenn auch nur den Bruchteil einer Sekunde. Länger brauchte es nicht, um alle Schatten verblassen und schließlich verschwinden zu lassen...

Lea Schönemann

Brief an die Kindheit

Liebe Kindheit,

wie viel Zeit habe ich mit dir verbracht? Wann sind wir uns eigentlich das Erste Mal begegnet? War es an dem Tag meiner Geburt vor knapp 17 Jahren oder doch an einem anderen? Viele Fragen, und hoffentlich bekomme ich viele Antworten von dir.

Jetzt weiß ich, dass du mir in den ersten Jahren meines Lebens einen schönen sorglosen Anfang bereitet hast. Ich fühlte mich sehr geliebt und umsorgt – manchmal auch ein bisschen viel – aber vor allen Dingen immer satt und zufrieden.
Ein paar Jahre darauf jedoch fühlte ich mich von dir sehr ungerecht behandelt, da du mir viele Dinge nahmst, die mir so ans Herz gewachsen waren. Meinen liebsten Spielkameraden Jagow, meinen Papa und mein schönes großes Kinderzimmer, welches ich zurücklassen musste.
Durch die Trennung meiner Eltern fühlte ich mich allein und hilflos, doch meine Schwester und ich wurden rührend von unserer Großmutter umsorgt, die immer für uns beide da war und noch ist.

Eine neue Erfahrung war ein Erlebnis im Kindergarten, wo ich das erste Mal eine für mich bewusste eigene Entscheidung treffen musste. Ein Kind hatte mir nach dem Spielen auf dem Spielplatz meine Hauspantoffeln versteckt. Da es verboten war mit Straßenschuhen in den Kindergartenaufenthaltsraum zu gehen, wusste ich nicht mehr weiter. Ich fühlte mich hilflos und ausgeschlossen. Nun war ich völlig auf mich allein gestellt. Ich spürte das Kindsein und gleichzeitig die Machtlosigkeit. Mein Entschluss stand dann jedoch fest. In meiner Kindlichkeit wusste ich, dass nur meine Mama Verständnis haben würde. Somit ging ich über drei Hauptverkehrsstraßen nach Hause. Somit hatte ich einen kleinen Schritt in die Selbstständigkeit gewagt.

Während meiner Schulzeit bist du mir schon immer mal wieder begegnet, sodass ich dich nicht aus meinem Gedächtnis verbannen konnte.

Je länger ich mit dir lebe um so mehr lerne ich die positiven Seiten von dir kennen.

Durch mein Hobby, das Segeln, tätigte ich einen weiteren großen Schritt in die Selbstständigkeit, da mir von meiner Familie keinerlei Hilfe zuteil werden konnte. Dies hat mein Selbstbewusstsein gestärkt und ich fühlte mich frei.

Zuletzt spürte ich dein zaghaftes Versiegen nach meiner ersten
Auto-Fahrstunde, die mich nun selbst mobil macht und weniger abhängig von meinen Eltern. Ich drücke auf das Gaspedal und spüre Macht, die ich davor noch nicht kannte.

Ein bisschen Angst bereitet mir diese Kraft jedoch auch, da sie grob und unberechenbar sein kann.
Diese Unberechenbarkeit habe ich kürzlich gespürt, als mein Hund vor ein Auto lief, für den ich seit einiger Zeit die Verantwortung übernommen habe. Mir wurde klar, dass ein Hund genauso dumm und unschuldig ist wie ein kleines Kind, welches sich der drohenden Gefahren nicht bewusst zu sein scheint.
Ich lernte durch ihn meine Bedürfnisse an die zweite Stelle zu stellen und für ein hilfloses Lebewesen da zu sein. Da ich ihn sehr liebe und er so süß ist und ganz Hund, fällt es mir nicht so schwer.
Oft wünsche ich mir aber trotzdem das sorglose Gefühl meiner Anfangszeit zurück und schätze dich immer mehr.

Somit möchte ich das mir verbleibende letzte Jahr mit Bewusstsein erleben, bis ich auch gezwungenermaßen als amtlicher Erwachsener gelte. ich hoffe, dass wir das letzte Jahr in vollen Zügen genießen können und dass du mich auch danach noch oft besuchst.

Auf hoffentlich bald

Deine Lea

Sophie Weber

Die Rede

Du sitzt an deinem Schreibtisch. Du weißt, du musst noch viel arbeiten. Das Ticken der Uhr lässt dir keine Ruhe. Wie lange sitzt du nun schon hier, darauf wartend, dass dir etwas einfällt? Nur eine kleine Idee. Nur vorankommen. Ein Blick zum Fenster. Draußen die Freiheit. Hier drinnen die Arbeit. Und die Zeit ist knapp.
Morgen sollst du Ergebnisse präsentieren. Und wieder hörst du das Ticken der Uhr.
Wie lange noch?
Du stehst auf, schüttelst deine Hände aus - versuchst dich zu entspannen.
Du drehst deinen Kopf und da hängt sie – seelenruhig - die Uhr. Schon acht, dir bleiben nur noch einige Stunden, bis du vor dieser Menge stehen wirst. Sie wird dich anschauen und du wirst mit leerem Blick zurückstarren.
Ihre Augen werden zuerst auf dich, dann auf den Zettel in deiner zitternden Hand und schließlich auf die große Wanduhr hinter dir blicken, um dir mit einem Blick zu vermitteln: „Sag etwas und mach was aus dir, sonst bist du endgültig ausgeschieden.“
Die Kirchturmuhr schlägt neun und reißt dich aus deinen Gedanken. Es wäre besser, sich wieder an die Arbeit zu machen.
Den Kopf auf die Arme gestützt fällt es dir schwer, deine Gedanken zu sammeln. Es scheint, als flüstere die Uhr an der Wand gegenüber: „Beeile dich, auf, nur zu, beeile

dich!“
Du willst schlafen. Bist erschöpft und müde. Fährst dir durch dein Haar und kämpfst gegen die unglaubliche Müdigkeit, die dich befällt.
Nein, jetzt gilt es wach zu bleiben.
Du stürzt dich also wiederum an die Arbeit. Voller Überzeugung und neuen Mutes: Deine Rede wird gut, alle werden begeistert sein!
Schnell ein Schluck Wasser. Das Telefon klingelt.
Egal, wer es ist, er muss sich gedulden, du hast Besseres zu tun. Dein einziges Ziel: Die Menge im Saal morgen.
Deine Gedanken beginnen schneller zu kreisen. Schnell, schreib!
Dass du ein toller Redner bist - das sagen viele: Deine Familie, deine Freunde, deine Kollegen…
„Lass dich nicht ablenken“, sagt eine Stimme in dir, „die Zeit, sie rennt dir davon.“
Wieder das unermüdliche Schlagen der Uhr: Tick, tack, tick, tack - unentwegt. Sie ist es, die dich in den Wahnsinn treibt.
Ach, würden doch nur ihre Zeiger stehen. Endlich könntest du dich ausruhen, Zeit mit deiner Familie und deinen Freunden verbringen, die Arbeit vergessen…
Doch sie wartet auf dich und sie wartet nicht ewig.
Zurück an den Computer. Du schreibst. Doch kein Ende in Aussicht.
Vergisst Zeit, Uhr, alles um dich herum.
Es läutet an der Tür. Wahrscheinlich dein Nachbar. Doch du öffnest nicht, bleibst am Schreibtisch sitzen. Schreibend, grübelnd, dir den Kopf zerbrechend…
Merkst du nicht, dass du dich überarbeitest?
Dass du versuchst, ein Genie aus dir zu machen?
Die Kirchturmuhr schlägt zwölf. Mitternacht.
Nur mit Mühe sitzt du noch aufrecht. Formulierend, eine Ewigkeit - so scheint es.

Du erwachst. Immer noch am Schreibtisch sitzend, siehst du dich, den Kopf auf die Schreibtischplatte gestützt.
Du schreckst hoch. Die großen schwarzen Buchstaben deiner Rede stieren dich an: **Was Uhren aus Menschen machen** - ein wissenschaftlicher Bericht.
Mit dem Kopf auf der Brust beginnst du einzunicken. Und hörst noch einmal - weit weg von dir - das Schlagen der Kirchturmuhr.
Dann ist alles ruhig. Ganz ruhig. Seufzend fällst du in einen tiefen Schlaf.
Deine Wanduhr zeigt halb elf. Längst heller Morgen.
Es ist zu spät. Man wird im Saal nicht ewig auf dich warten.

Rouben Diallo

Der Spiegel ihres Herzens

Er war ein Junge und noch klein,
er sah sich im Spiegel,
und schien er selbst zu sein.

Er traf ein Mädchen,
jung und schön,
doch das was zählte,
galant und reizend,
war nicht, was er sah,
nein es war ihr Seelenbild
so schön so klar so wunderbar.

Sie mochte ihn
umgarnte ihn,
doch war er jung
und zu gleich dumm.
Erschreckt vom Spiegelbild seiner selbst
verstieß er sie, verdeckte den Spiegel,
versteckte den Spiegel tief in seinem Innersten,
im dunkelsten Versteck.

Diese Tat zerschmetterte sein Herz,
sein Bild sein Spiegelbild,
in furchtbarem Schmerz.
Über die Jahre hinweg zeigten die Spiegel
ihm nichts,
nur Stiche, versetzt von seinem Ich.

Schon fast erwachsen, ein junger Mann,
ging er eine Straße entlang.
Wie immer in Sorgen
mit Augen wie alte Spiegel über die Jahre matt geworden.
Da sah er sie wieder,
und sein Herz spiegelte von neuem Freudenlieder.

Sie war eine unsterbliche Schönheit,
Doch das was zählte
ihre Stimme von unglaublicher Leichtigkeit
war nicht was er sah,
nein es war das Spiegelbild ihres Herzens
welches er wählte und zu seinem eigenen zählte.

Doch der unsagbare Spiegel der sie verband
war das, was Jahre zuvor verschwand.
Was er Jahre zu vor verstand,
das waren ihm heute sieben Siegel
da war nichts, kein Spiegel,

zerbrochen